Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 34 — Marburg i. H., den 23. August — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 128 — Ein Beitrag zur Aufklärung in Sachen der chinesischen Mission — Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse — Moritz von Sachsen und seine Zeit. 3 — Die unkirchliche Theologie — Ein Exempel kirchlich-parteiischer Journalistik — Verschiedenes: Und kein Dank dazu haben; Die Rechtslage des deutschen Protestantismus 1800 und 1900; Die Religionsstunden in der Volksschule; Zur chinesischen Kriegführung; Zu unsern Schul- und Missionsartikeln; Kleine Mitteilungen — Anzeigen: Gustav Adolf-Verein in Königsberg

Psalm 128

Heil Jedem, der Jahwe fürchtet,
der wandelt auf seinen Wegen!
Deiner Hände Arbeit, du darfst sie essen!
Heil dir! Wohl dir!

Dein Weib ein fruchtbarer Weinstock
drinnen im Hause,
deine Kinder wie frische Oelbäumchen
rings um deinen Tisch!

Ja, also wird der Mann gesegnet,
der Jahwe fürchtet.
Dich segne Jahwe aus Zion!

Schaue deine Lust an Jerusalems Glück
alle Tage deines Lebens,
und schaue Kinder deiner Kinder!
Frieden über Israel!

Der Psalm spricht die uralte Vergeltungslehre aus, die der Frömmigkeit des Judentums nach dem Untergang des Staates das Gepräge gegeben hat. Gott schenkt seinem Frommen alles Gute; Wohlfahrt und Gedeihen, das Gelingen seiner Pläne und die Erfüllung seiner höchsten Wünsche darf der Mann, der Jahwe fürchtet, von seinem Gott mit voller Zuversicht erwarten. Der Psalmist verkündet diesen Satz in der Form, die dafür beliebt war (vgl. Ps. 1, 1), indem er den Gerechten *glücklich preist*: Heil Jedem, der Jahwe fürchtet! Und nun malt er das Geschick des Frommen aus, so köstlich und freundlich, wie man es sich nur wünschen möchte. Große Dinge sind es nicht, die er begehrt; Streben nach Macht und Ehre und Reichtum liegt ihm fern; das jahrhundertjährige Elend hat das Volk zur Bescheidenheit erzogen. Aber Eins begehrt er vor allem, daß er den Ertrag seines Ackers *selber* genieße. Damals gilt es noch als selbstverständlich, daß der gewöhnliche israelitische Mann ein Bauer ist. Aber der Bauer hat es schwer: die Steuern des fremden Staats, die Bedrückungen der Wucherer des eignen Volks saugen ihn aus. Da erscheint es schon als etwas Herrliches, wenn man ihm wünscht, daß er selber esse, was er gebaut hat. Auch uns ein hohes Ideal, daß jeder Arbeiter auch seinen Lohn erhalte und seiner Arbeit froh werde!

Und weiter malt der Psalmist aus, was jüdischem Herzen besonders nahe liegt, das Glück des Frommen in seiner Familie. Gemütvolles Familienleben ist ja von jeher ein schöner Zug des jüdischen Hauses. Der antike Orientale wünscht sich *viele* Kinder; er wünscht sich in überschwänglichem Bilde, daß sein Weib so fruchtbar werde wie der Weinstock, der über und über mit köstlichen Früchten bedeckt ist, und daß die Kinder so gedeihen mögen wie die frischen, fröhlichen Setzlinge vom Oelbaume. Daß für beide, Weib und Kind, gleichermaßen Bilder aus dem *Pflanzen*leben genommen sind, empfindet des Hebräers Geschmack als geistreich; daß es so schöne Gewächse sind wie Weinstock und Oelbaum, erfreut ihn besonders. Und freundlich ausmalend fügt der Dichter — aus dem Bilde fallend — auch die Stätte hinzu, wo Weib und Kinder leben: das Weib waltet im hintersten Winkel des Hauses, der etwa durch Tücher verhängt ist; dort gebiert sie die Kinder; die lieben Kinder aber, die sich am Tage überallhin zerstreuen, mag man zählen, wenn es zu Tische geht: da bleibt keines aus. — Die Schilderung zeigt auch, daß die Religion damals noch immer in erster Linie an die *Männer* denkt; Subjekt der Religion ist der Hausvater.

Ja, fährt der Psalmist fort, das ist des Frommen Glück. Von Zion her, wo unser Gott wohnt, von wo der Segen kommt über das ganze Land, schaue er gnädig auf seinen Frommen! So breitet der Psalmist wie ein Priester seine Hände aus über den Gerechten und segnet ihn und sein Haus.

Und noch Köstlicheres weiß der Dichter zu sagen. Was wäre dem Frommen sein eigen Gedeihen ohne das Glück seines Volkes! Vergesse ich dein, Jerusalem, so verdorre meine Rechte! So wünscht der Psalmist, daß der Gerechte seine Lust schaue an Jerusalems Wohlergehen. Ein besonders sympathischer Zug, den auch die deutsche Frömmigkeit nicht vergessen möge! — Und weiter „Kinder deiner Kinder.“ Er selber wird ja dahingehen, den Weg allen Fleisches, in das Land der Stille und des Vergessens, in die Nacht der Unterwelt; aber vorher möge er schauen das junge Geschlecht! Möge er sterben, wie Jakob starb, der Josephs Söhne sah; möge er schauen Kinder seiner Kinder! Und nun noch einmal: Frieden über Israel!

Wir kennen größere Hoffnungen und Ideale, als dieser Psalmist sie kennt: wir haben mehr als dies irdische Vaterland und wissen von höhern Gütern als vom Glück in Arbeit und Haus; und schon die Propheten des alten Bundes haben höhere Gedanken, wenn sie Gottes Walten sehen nicht sowohl in den engen Grenzen des Gedeihens eines Menschenlebens, sondern in den großen Schicksalen Israels und der Welt; — doch schelte Niemand diese innige Frömmigkeit des Psalmisten. Wir aber wissen aus dem Gebet unsers Herrn, wie wir die großen Dinge des Reiches Gottes und unsre eignen bescheidnen Wünsche zu verbinden haben.

Gkl

Ein Beitrag zur Aufklärung in Sachen der chinesischen Mission

In seinem Briefe an den Herausgeber d. Bl. (in Nr. 31) glaubt Se. Excellenz Herr von Brandt seinen Standpunkt eingehend dargelegt und seine Anschuldigungen gegen die protestantischen Missionare genügend begründet zu haben. Aber für die Freunde der chinesischen Mission in der Heimat ist Vieles dunkel geblieben, ja Manches vielleicht erst recht unerklärlich geworden. Das hat der Herausgeber bereits selbst

damals angedeutet. Er hofft auf eine eindringende Aufklärung des Thatbestandes, auf eine festgegründete Mitteilung von Einzelvorkommnissen, auf Beweismaterial, wodurch Herr von Brandt sein Urteil über die protestantische Mission, das in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in der es ausgesprochen war, der protestantischen Welt ungeheuerlich erscheinen mußte, begründen werde. Es ist fraglich, ob Herr von Brandt sich darauf einlassen wird. Für ihn liegt der Fall so, wie er ihn dargestellt und auch genügend begründet zu haben meint. Sagt er aber noch mehr, so wird er es doch nur von seinem Standpunkte aus thun können, der ja, wie aus seinen Aeußerungen zur Genüge hervorgeht, kein spezifisch protestantischer oder religiöser, sondern, wie es sein Beruf mit sich bringt, der eines Politikers und Diplomaten ist. Von hier aus allein ist sein Urteil über die protestantische Mission zu werten und zu begreifen. Wenn wir ihn bitten oder ihm zu verstehen geben, er möchte doch auch ein wenig als protestantischer Christ urteilen, so wird er das als ein Ansinnen empfinden, das ihm zumutet, parteiisch zu werden.*)

Wie die Dinge liegen, scheint ein Doppeltes jetzt notwendig und angezeigt zu sein. Wenn es gelänge, einerseits Herrn von Brandt zu zeigen, daß auch vom Standpunkte des Diplomaten aus anders geurteilt werden könnte und müßte, als er es gethan hat, und andrerseits der Missionsgemeinde klar zu machen, daß auch dort, wo das Urteil des Politikers im Rechte ist, der protestantische Christ und Missionsfreund doch noch anders urteilen kann, ja muß; dann wäre meines Erachtens der Weg zu einer bessern Einsicht gebahnt.

In dieser Richtung möchte ich im Folgenden nicht eine endgiltige Lösung, sondern nur einen bescheidenen Beitrag liefern.

Ich schicke voraus, daß ich von Herbst 1877 bis Frühjahr 1889 in China, in der Kantonprovinz, als Missionar thätig war, also chinesische Verhältnisse auch ein wenig aus eigner Anschauung und Erfahrung kenne. Ich begreife Herrn von Brandt vollständig, wenn er vor Uebereifer warnt und zu rechter Vor- und Umsicht mahnt. Ich darf wohl sagen, daß ich zu den Missionaren gehöre, die er selbst von seiner Kritik ausnimmt. Ich hatte für mich und meine kleinen Gemeinden den Grundsatz aufgestellt: ich gehe nie zum Konsul und mische mich nicht in chinesische Händel. Die Leute waren es anders gewohnt gewesen, daher war es ihnen neu und auch viel schwerer für mich, ihren Missionar, durchzuführen, als ein Konsul oder Gesandter glauben mag. Es hat mich manche schlaflose Nacht gekostet und manchen Kampf mit Gehilfen und Christen. Das Schlimmste bei der Sache war aber immer wieder das Dilemma, das Herr von Brandt berührt, wenn er von der Flucht der Missionare spricht. Man fühlt Aehnliches schon, wenn man chinesische Brüder und Schwestern, die von ihrer Obrigkeit unterdrückt und ungerecht behandelt werden, zur Geduld und zum Leiden ermahnt, während man selbst unter dem Schutze einer gerechten, christlichen Regierung steht. Auch protestantische Missionare haben daher oft geglaubt, wenn sie mit Hilfe des Konsuls einem Unschuldigen, einem Christen, einen Dienst erweisen könnten, so sei es ihre Pflicht, es zu thun. Oft sind sie jedoch von den Chinesen, von Heiden und falschen Brüdern, betrogen worden, und es wäre besser gewesen, sie hätten die Finger davon gelassen. Nicht nur muß zugestanden werden, daß auch deutsche Missionare hierin Fehler gemacht haben, sondern es muß andrerseits auch rühmend anerkannt werden, daß gerade die deutschen Beamten immer im besten Verhältnisse zu ihren Missionaren standen und trotz der Mühe, die sie ihnen machten, oft machen mußten, immer wieder bereit waren, Rat und Hilfe zu erteilen.

Von hier aus wird es auch verständlich, daß Herr von Brandt unwillig werden muß, wenn er immer wieder hört, wie protestantische Missionsgesellschaften erklären, sie hätten nie staatliche Unterstützungen angenommen. Auch in der Christlichen Welt wurde kürzlich die Forderung aufgestellt, die Missionare sollten von vornherein auf jeden Schutz ihrer Regierungen verzichten. Wir wollen dieser Forderung die Berechtigung durchaus nicht absprechen, aber wie die Verhältnisse liegen, ist ihre Durchführung unmöglich. Hoffen wir, daß die Zeit bald kommt, wo sich der Missionar dem Schutze der chinesischen Regierung anvertrauen kann; in Japan ist es ja bereits so. Wer aber in China heute auf den Schutz seiner Regierung verzichten will, der muß einfach wegbleiben. Fortbleiben sollten gerade die Missionare übrigens noch aus einem andern Grunde. Vor etwa zwölf Jahren sagte mir einmal ein englischer Konsul in China: **There are two things the Chinese don't want: Opium and Missionaries.** „Zwei Dinge wollen (oder brauchen) die Chinesen nicht: Opium und Missionare." Die Verbindung ist frappant! Sie wird nur noch übertroffen durch die Logik des Engländers; denn diese lautet: Opium müssen sie haben, so viel als möglich, sonst kommen wir in Indien nicht auf unsre Revenue; Missionare aber sollen lieber wegbleiben; die Chinesen wollen sie ja nicht, und uns Konsuln machen sie nur vermehrte Arbeit. Das ist das Urteil eines Beamten, eines englischen zwar, aber der echte deutsche Politiker würde nur für Opium „Kanonen, Kriegsschiffe, Industrieartikel" setzen. Uebrigens ist der Vordersatz: die Chinesen wollen kein Opium und keine Missionare — ganz unanfechtbar, nur etwas einseitig. Es ist wahr, Opium und Missionare sind den Chinesen aufgezwungen, aber auch noch einiges Andre; z. B. der Handel und die Kaufleute, die europäischen Zollbeamten, ja auch die Herren Konsuln und Gesandten. Wenn sie aufrichtig sein wollen, müssen sie sich Alle sagen, daß die Chinesen sie eigentlich nicht wollen, daß sie bis zu diesem Augenblick sämtlich in China waren: „auf Grund von mit Waffengewalt errungenen Verträgen."

Auch Herr von Brandt redet nur von den Missionaren, indem er diesen Punkt berührt, und setzt sofort den Fall, was wir dazu sagen würden, wenn buddhistische Missionare auf Grund von solchen erzwungenen Verträgen das Recht eingeräumt worden wäre, sich überall in Deutschland niederzulassen. Er vergißt ganz, daß wir dann ja auch chinesische Konsuln, Gesandte und Kriegsschiffe hier hätten; wohl oder übel müßten wir es uns dann gefallen lassen, oder eben uns dagegen auflehnen. Gewiß würden dann auch hier zehn wehrlose Missionare im Innern umgebracht, ehe es einmal an einen Gesandten ginge; aber wenn einmal die chinesische Regierung nicht genug Kriegsschiffe und Soldaten hier hätte, käme es am Ende auch dazu. Wer übrigens ein wenig nachdenkt, der weiß, daß es auch bei uns Kirchen und Niederlassungen genug giebt, die auf Grund von mit Waffengewalt errungenen Verträgen erbaut sind. Das geht nun einmal so in der Welt. Uebrigens ist die Mission in China älter als die Verträge; und die Christenheit sah in dem Zustandekommen der letztern ein von Gott gegebenes Mittel, das sie glaubte benutzen zu dürfen; war sie sich doch bewußt von alle den Faktoren, die davon Gebrauch machten, derjenige zu sein, bei dem es sich am wenigsten um eignes Interesse, sondern um das sittliche und religiöse Wohl der Chinesen handelte. Nun stellen ja auch die Politiker, sowohl Lord Salisbury als auch Herr von Brandt, nicht die Forderung auf, die protestantische Mission solle ganz auf dieses Recht verzichten, sondern sie mahnen nur zur Vorsicht und weiser Beschränkung. Beide haben besonders englische und amerikanische Missionsgesellschaften dabei im Auge. Wer da weiß, welche Scharen von Missionaren in den letzten zwanzig Jahren allein von England aus nach Nordchina gesandt worden sind und welches Gewicht dort oft auf die Zahl der Sendboten und der neu in Angriff genommenen Orte gelegt wurde, der kann wohl begreifen, daß Manches geschehen ist, was die Kritik eines nüchternen, erfahrenen, gebildeten und hochgestellten Mannes geradezu herausfordern mußte. Frommer Uebereifer ohne Takt und Gründlichkeit schadet nirgends mehr als in der Mission, am allermeisten in der chinesischen. Die Forderung an die Missionare und Missionsgesellschaften, den Chinesen den Zwang, der ihnen im Bezug auf die Niederlassung von Missionaren auferlegt ist, durch weises, bescheidnes Verhalten erträglicher erscheinen zu lassen, ist durchaus gerechtfertigt. Auch will ja Herr von Brandt nicht sagen, daß allen Eng-

*) Das würde ich nicht verlangen. D H

ländern und Amerikanern Takt und Verständnis abzusprechen sei. Er weiß gewiß auch, daß es unter ihnen Männer giebt, die das Zeug haben, mit den Chinesen zu verkehren, auch mit den Vornehmsten, und alle Anstöße sorgfältig vermeiden. Man vergleiche auch, was in Nr. 29 Sp. 684 der Christlichen Welt von den amerikanischen Presbyterianern in Schantung gesagt ist:

Sie verdanken ihre Erfolge nächst Gott vor allem dem, daß sie grundsätzlich mit rücksichtsvoller Schonung chinesischer Anschauungen und Gefühle vorgehen. Sie vermeiden es durchaus, sich gegen chinesische Beamte auf die Autorität ihrer Konsuln zu stützen etc.

Gerade solche Gesellschaften und Missionare, die bisher den nötigen Takt gezeigt haben, werden die Forderung des Herrn von Brandt, mehr Vor- und Umsicht zu üben, als gerechtfertigt anerkennen.

Es berührt uns peinlich, wenn Herr von Brandt sagt:

Bei den katholischen Missionaren besteht außerdem stets die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihre hierarchischen Vorgesetzten, auf die, weil an Ort und Stelle befindlich und darum des Gefühls der Verantwortlichkeit in höherem Maße bewußt, Gründe der praktischen Vernunft besser und schneller zu wirken pflegen, als auf die Tausende von Meilen entfernten Vorstände protestantischer Missionsgesellschaften.

Das ist eben die schwache Seite des Protestantismus, die auch in der Heimat den Beamten und Politiker immer wieder zu Vergleichen mit dem Katholizismus anregt, die zu einem für Letzteren günstigeren Urteil führen. Die protestantische Mission in China ist heute, als Ganzes betrachtet, ein großartiges Unternehmen; sie repräsentiert ein gewaltiges Kapital von Geld und Kräften. Aber das Alles verteilt sich auf zahlreiche verschiedne Gesellschaften. Eine einheitliche Leitung ist nicht da. Es wäre gar nicht so übel, wenn auch die protestantischen Missionen draußen ihre Vertrauensmänner hätten, welche die Geschäfte mit den Vertretern der Regierungen besorgten.

Die Hauptschwierigkeiten entstehen immer bei der Gründung neuer Stationen. Es ist bereits auf die Thatsache hingewiesen worden, daß das Werk sich in den letzten Jahren im Norden gewaltig ausgedehnt hat. Herr von Brandt ist nun der Ueberzeugung, daß die protestantischen Missionare und ihre Gesellschaften zu **aggressiv** vorgegangen sind. Er sieht es als eine heilige Pflicht der Missionsgesellschaften, und wenn diese es nicht begreifen wollen, der Regierungen an, die Missionsthätigkeit zu beschränken. Er tadelt nicht einzelne Missionare, sondern verurteilt das Prinzip, das sie in die Lage bringt, sich retten zu müssen, wo ihre Proselyten sterben. Wo der Hirt nicht bei seiner Heerde bleiben kann, da soll er nicht hingehen. Daß in China die Notwendigkeit dafür vorliege, daß die Missionare von ihren Gemeinden fliehen müssen, daß sie als selbstverständlich und ohne Gewissenszweifel und -Qualen geübt werde, sei ihm ein Beweis, daß ein fundamentaler Irrtum vorliege.

Ich bin überzeugt, auch die Missionsfreunde in der Heimat empfinden es, wie Herr von Brandt, als Etwas, das nicht sein sollte, wenn der Missionar seine Gemeinde verlassen muß. Und wer möchte annehmen, daß ein rechter Missionar leichten Herzens von seinem Posten fliehen könnte. Wie viele haben schon in großen Gefahren ausgehalten! So lange es bei einem Aufstande nur auf die Person des Missionars abgesehen ist, werden auch die Eingeborenen, Christen wie wohlgesinnte Heiden, ihm noch zur Flucht behilflich sein. Aber sobald der Missionar weiß, daß seine Gemeinde, die er verlassen hat, in derselben Gefahr ist, wird doch die Sache nicht ohne Gewissenszweifel abgehen. Das Beste wäre dann, wenn die Christen mit ihm fliehen könnten, was ja auch geschehen ist hie und da.

Wenn aber Etwas jetzt nicht zeitgemäß ist, so ist es wohl die obige Beweisführung. Herr von Brandt spricht von Beschränkung der Missionare auf Plätze und Gegenden, wo sie sicher sind. Ja, wo wären sie denn jetzt sicher? Er meint, die Regierungen müßten die Missionsgesellschaften eine bessere Methode lehren. Aber haben diese nicht gerade jetzt Notwendigeres zu thun? Haben sie nicht den gleichen Fehler gemacht, wie die Missionsgesellschaften; sind sie nicht auch zu aggressiv gewesen, haben sie nicht auch ihre Gesandten an Orten, wo es nicht sicher ist und wo sie dieselben im Stiche lassen

mußten? Hat es nicht da auch irgendwo an Vor- und Umsicht gefehlt?

Jedenfalls müssen sich doch auch die Mächte sagen, Rußland, England, Deutschland, daß sie künftighin nicht so rasch vorgehen dürfen mit Annexionen, Bahnbauten 2c., sondern sich weise Beschränkung auflegen müssen in diesen Stücken — oder ihre Häfen, Eisenbahnen, Gesandten dauernd besser beschützen. Sonst wird es immer wieder zu neuem Blutvergießen kommen.

Es wäre geradezu verhängnisvoll, wenn aus lauter diplomatischer Besorgnis in Bezug auf das Unheil, das die Mission in Zukunft anrichten könnte, dieser Punkt von den Regierungen und ihren Beamten übersehen würde. Wenn sie in China so weiter vorangehen wollen, wie seit Beendigung des japanischen Krieges, so müssen sie ihre Unternehmungen durch stärkeren Schutz sicherstellen. Sobald das geschieht, sind auch weniger Unruhen im Innern zu befürchten. Auch wenn keine Missionsgesellschaften in China thätig wären, würde es in Zukunft voraussichtlich dort noch blutige Kämpfe geben. Ganz abgesehen davon, daß in den zerrütteten Verhältnissen des morschen Reiches Zündstoff genug liegt, ist es bei der Art und Weise, wie ihm jetzt die europäische Kultur aufgedrängt wird, unmöglich, daß Alles so glatt abgehen sollte. Ja, wir wagen die Behauptung aufzustellen, daß die Mission, hauptsächlich die **protestantische**, in mehr als einer Hinsicht viel dazu beigetragen hat und auch in Zukunft beitragen kann, daß die Entwicklung, welche China durch die Kulturstaaten aufgezwungen wird, einen friedlichen Verlauf nimmt.

Hier ist nun auch der Ort, wo von einer Verschiedenheit der protestantischen und katholischen Mission geredet werden muß. Herr von Brandt sagt in einem in Nr. 28 der Christlichen Welt erwähnten Artikel:

Die fremdenfeindliche Stimmung der Chinesen läßt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen. Einmal auf die **aufdringliche** Thätigkeit der **christlichen**, besonders der **protestantischen** Missionare, denen letzteren die **Disziplin** und **Diskretion** ihrer **katholischen Amtsbrüder** fehlt.

Es ist die alte Geschichte vom Wolf und Lamm. Man muß sich hier immer wieder die geschichtlichen Thatsachen vergegenwärtigen. Bischof Anzer gab bekanntlich seiner Zeit der deutschen Regierung den Wink, die beiden ermordeten katholischen Missionare zu rächen, was zur Besitzergreifung von Kiautschou führte. Daraufhin brachen Unruhen in Schantung aus; die Chinesen wollten sich wieder an den katholischen Missionaren rächen. Bischof Anzer wandte sich sofort an die deutsche Regierung und gab ihr zu verstehen, daß sie (sic!) durch die Besetzung Kiautschous die Verfolgung heraufbeschworen habe und ihm daher jetzt auch helfen müsse. Daß die Besetzung Kiautschaus und was damit zusammenhängt eine der Ursachen des gegenwärtigen Aufstandes ist, wird wohl kaum in Abrede gestellt werden können. Nun giebt es in China Leute, die glauben, Deutschland hätte auf andere Weise vielleicht in Besitz eines bessern Hafens gelangen können. Wenn das der Fall wäre, läge die Vermutung nahe, daß die katholischen Missionare, ganz diskret natürlich, auch eine gewisse „aufdringliche Thätigkeit" betreffs Kiautschou entfaltet haben dürften. Sollte es aber Herrn von Brandt ganz unbekannt sein, wie unbeliebt die katholischen Priester bei vielen Mandarinen sich gemacht haben, weil sie anläßlich der Prozesse ihrer Konvertiten oder solcher, die es werden wollen, beständig der chinesischen Obrigkeit ins Amt greifen! Hier darf die protestantische Missionsgemeinde das Urteil ruhig der Zukunft und den Chinesen selbst überlassen.

Entfalten die katholischen Missionare auf politischem Gebiet demnach eine aufdringliche Thätigkeit, so sind sie in der Art und Weise, wie sie die eigentliche Missionsarbeit betreiben, sehr diskret. Sie sind Leute von Rang und Würden; Bischof Anzer hat ja nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Rangstufen der Geistlichkeit nach chinesischem Ritus festzustellen. Man sieht den Priester ebenso selten öffentlich wie den Mandarin, und dann nur im Palankin. Das Bekehrungs- und Werbegeschäft besorgen die eingeborenen Gehilfen. Gerade in dieser Beziehung nun entfalten die protestantischen Missionare eine „aufdringliche Thätigkeit," während sie in Punkto Politik

diskret sind. Die protestantischen Missionare sind überall, auf Booten und Straßen, in Theehütten und Predigthallen, auf offenen Plätzen und Märkten; und wo sie sind, predigen sie. Es ist nicht zu leugnen, daß bei uns, besonders in Deutschland, diese Art aufdringlich erscheinen würde, aber in China ist es bis jetzt so gehalten worden. An vielen Orten sind es auch die Chinesen so gewohnt von den protestantischen Missionaren. Wo man sie aber nicht hören oder aufnehmen will, sind sie diskret genug, zu schweigen und zu gehen.

Herr von Brandt will die politische Thätigkeit einzelner Missionare nicht berühren, doch kann er nicht umhin, noch in den letzten paar Worten seines Briefes einige vielsagende Andeutungen mit Bezug auf die politisch gefährliche Tendenz der protestantischen Mission im allgemeinen und einzelner Missionare im besondern zu machen, indem er auf die Taiping-Rebellion 1852—64 und den Kang-yu-weischen Reformversuch 1898 hinweist. Dieser Schluß erinnert stark an den Syllabus. Es ist als ob man geheimnisvoll sagen würde: Protestantismus — Reformation, Bauernkrieg, französische Revolution. Solche Dinge wollen aus der Zeit und aus den Verhältnissen heraus mit geschichtlichem Sinn erfaßt und verstanden sein. Was den Taiping-Aufstand betrifft, so ist er trotz allem doch ein gewaltiges Zeugnis für die Macht des protestantischen Christentums. Die eigentliche Thätigkeit der protestantischen Missionare datiert von 1842, und schon so bald fing es an zu gähren! Ebenso ist der Kang-yu-weische Reformversuch ein Beweis dafür, daß die evangelische Mission heute in China eine Geistesmacht ist, die weit über die Zahl ihrer Konvertiten hinausreicht und sich bis in die höchsten Kreise des Volkes fühlbar gemacht hat. Diese Thatsachen bleiben stehen, wie man auch sonst über die in Frage stehenden Bewegungen urteilen mag oder muß. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der vielverheißende Reformversuch nicht gelungen wäre; in China fehlen eben von oben und von unten zu viele Voraussetzungen zu einer gesunden Reform.*) Aber hat denn die Reaktion, die darauf eintrat, etwas Besseres zu Wege gebracht?

Was die Mitschuld der protestantischen Missionare an dem jetzigen Aufstand betrifft, so hat Herr von Brandt mit seinen ganz allgemein gehaltenen Anschuldigungen genau genommen rein Nichts bewiesen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch die eingeborenen Christen jetzt nicht darum ermordet werden, weil sie Christen sind, sondern weil sie den Fremden gefolgt sind. Fremdenhaß gab es aber schon, ehe protestantische Missionare nach China kamen. Es ist nun psychologisch erklärlich, daß der Chinese, der vielfach nur die Selbstsucht und Gewinnsucht der Fremden kennen gelernt hat, und der von Haus aus gelehrt wird, den „fremden Teufel“ als den Inbegriff alles Schlechten und aller Sittenlosigkeit zu betrachten, erst recht wütend wird, wenn dieser Fremde in Gestalt eines Lehrers von Religion und Moral zu ihm kommt und auftritt. Aber die jahrelange, selbstlose Wirksamkeit so vieler Missionare, ihre Hilfe in Hungersnöten, ihre Thätigkeit in Hospitälern, hat doch tausendmal mehr dazu beigetragen, dem Fremdenhaß entgegenzuwirken, als aller Handel, alle Kultureinflüsse, alle Diplomatie. Und wenn hie und da ein einzelner protestantischer Missionar es an Takt und an der nötigen Klugheit hat fehlen lassen, so stehen dem Einen Dutzende von Europäern aus andern Ständen gegenüber, die den Haß der Chinesen oft auf rohe Weise provoziert haben. Was erlauben sich z. B. manchmal die niederen Zollbeamten, trotz der Disziplin! Wie haben sich einzelne Instrukteure benommen! Da ist auch minderwertiges Material hinausgeschickt worden. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß solche Leute am ersten dazu beigetragen haben, daß die chinesischen Soldaten so schnell gemeinschaftliche Sache mit den Boxern gemacht haben.

Vorläufig ist für den gegenwärtigen Aufstand Folgendes festzuhalten. Die Unruhen sind ausgebrochen in der Provinz Schantung — es befinden sich aber in allen Provinzen des Reiches protestantische Missionare. In Schantung richtete sich die Feindschaft zunächst gegen die katholischen Missionare; dann auch besonders gegen die Fremden, welche den Eisenbahnbau leiteten. Hier spielt bei den Lastträgern und Fuhrleuten die Magenfrage mit hinein. Auch in der Mantschurei haben sich an der russischen Grenze, der sibirischen Bahn entlang, 160 000 Chinesen empört. Daß die Regierung gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen gemacht hat, der deutsche Gesandte ermordet, die Fremden in Peking sämtlich bedroht und belagert wurden, das Alles sieht nicht im Entferntesten danach aus, als ob die protestantische Mission Etwas damit zu thun gehabt hätte. Und wenn dann auch protestantische Missionare und Christen schließlich verfolgt wurden, so geschah es, weil die Losung ausgegeben war, alle Fremden niederzumachen.

So manches Treffende und Beherzigenswerte Herr von Brandt auch in seiner Kritik der protestantischen Mission gesagt hat, die Art und Weise, wie er die protestantischen Missionare und ihre Thätigkeit mit den jetzigen Unruhen in Verbindung bringt und für künftiges Blutvergießen verantwortlich zu machen sucht, ist durch Nichts gerechtfertigt und muß gerade in diesem Augenblick einen verblüffenden und verwirrenden Eindruck machen.

E Reinhard Eichler

*) Dies, und nicht die Arbeit der protestantischen Missionare ist der tiefere und wahre Grund, warum es immer wieder zu blutigen Aufständen und Revolutionen in China kommen muß.

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse

Von Professor D. Warneck. Berlin, Martin Warneck. 38 S. 25 Pfge

Nun hat auch der Altmeister deutscher Missionswissenschaft, der gründlichste Kenner der Missionsgeschichte und des Missionsbetriebes, Professor Warneck, das Wort gegen die ungerechten und ungereimten Beschuldigungen ergriffen, die angesichts der chinesischen Wirren wider die evangelische Mission erhoben sind.

Seine unter obigem Titel erschienene Schrift ist ein Wort, das Hörner und Zähne hat, wie wirs von Warneck nicht anders gewohnt sind. Zugleich aber geht durch die Schrift ein tiefer Zug des Schmerzes darüber, daß das Verständnis für das große Werk der Ausbreitung des Christentums in der nichtchristlichen Welt in Deutschland, vorab in der deutschen Zeitungspresse, durchaus nicht wachsen will, und die letztere in ihrer traditionellen Missionsgegnerschaft — abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen — schier unbelehrbar zu sein scheint.

In einem ersten Abschnitt seiner Schrift geht Professor Warneck näher darauf ein und konstatiert, daß es zum Teil wenigstens prinzipielle Gegnerschaft gegen die Mission, näher gegen die evangelische Mission ist, die in der Zeitungspresse, und zwar gerade in den „vornehmen“ Blättern, neben den Hamburger Nachrichten besonders in der Kölnischen Zeitung, das Wort führt. Haben die Ersteren es doch fertig gebracht, in Nr. 167 ohne jede abwehrende Redaktionsbemerkung das Wort eines „jungen Hamburger Kaufmanns“ abzudrucken, der kurz vor dem Ausbruch der Katastrophe nach Tientsin gekommen war, „wo in dem deutschen Klub natürlich gehörig gezecht wurde“, und der nun als „Kenner“ der einschlägigen Verhältnisse schreibt: „Man freut sich fast, wenn die Missionare von den Chinesen umgebracht werden.“

Ein schlagendes Beispiel für die auf offenbarer Feindschaft gegen die evangelische Mission beruhende Ungerechtigkeit der deutschen Presse ists auch, daß die Redaktion der „Woche,“ welche die Angriffe des Herrn von Brandt auf die evangelische Mission gebracht hat, einen Artikel Warnecks über die christliche Mission in China erst erbat und dann zurücksandte, „weil derselbe zu scharfe Angriffe gegen die katholische Mission enthalte, und es ihr Prinzip sei, möglichst jede Polemik von ihrem Blatte fernzuhalten.“ Warneck hat nun seinen für die „Woche“ bestimmten Artikel als Anhang seiner Schrift beigefügt, und jeder nicht voreingenommene Leser wird ihm das Zeugnis größtmöglicher Objektivität geben müssen. Die „zu scharfen Angriffe“ bestehen thatsächlich in Nichts weiter, als in der Mitteilung von Thatsachen. Aber eben gegen solche That-

sachen, sobald sie die katholische Mission und die katholische Kirche in einem nicht ganz günstigen Lichte erscheinen lassen, sind unsere Katholikenfreunde in der angeblich „unparteiischen" Presse höchst empfindlich.

Weiter weist Warneck dann auf das nicht geringe Maß von zum Teil recht grober Unkenntnis hin, das viele der Angriffsartikel bekunden. Wäre die ganze Sache nicht so überaus traurig, so möchte man oft hellweg lachen über die Thorheit, die sich als intime Kennerschaft aufspielt. So hat — um nur das tollste Beispiel anzuführen — ein „Diplomat" die fast unglaubliche Naivität, dem Kleinen Journal das Mährlein aufzubinden, in den heidnischen chinesischen Dörfern herrsche ein „mustergiltiger Friede," den erst die böse Mission gestört habe.

Nach diesem „Vorgefecht" beleuchtet Warneck in einem zweiten Abschnitt die gegen die evangelische Mission erhobenen Anklagen. Sodann kehrt er den Spieß um und zeigt durch Erzählung eines unanfechtbaren Beispiels, wie aufdringlich und geradezu provokatorisch der Protegé des Herrn von Brandt, der Bischof Anzer, gelegentlich den chinesischen Behörden gegenüber verfahren ist, — weist darauf hin, wieviel Aergernis durch ihr sittenloses Leben die unter fremden Völkern lebenden Europäer, und nicht blos die ungebildeten, auch in China geben, wie wenig sie chinesische Sitten respektieren, z. B. bei Eisenbahnbauten, wie dagegen gerade die evangelischen Missionare, allen voran ein D. Faber, ein Hudson Taylor, ein Griffith John, sich um die gesunde Lösung des schweren Problems bemüht haben, wie das Evangelium in China mit möglichster Schonung chinesischer Sitten und Anschauungen verkündigt werden könne. Fast auf jeder der großen Missionskonferenzen in Schanghai, auf denen alle evangelischen Missionen vertreten zu sein pflegen, ist darüber verhandelt worden. Weiterhin stellt Warneck den wunden Punkt nicht der, sondern der katholischen Mission ins hellste Licht, daß nämlich die katholische Mission in China sich traditionell unter dem Schutz der französischen Konsulate bis hinauf zum Gesandten in die Streithändel der Chinesen, bezw. in die chinesische Gerichtsbarkeit mischt und dadurch vor allem die chinesische Beamtenschaft in eine feindliche Stellung zum Christentum treibt, und lenkt endlich den Blick auf die Thatsache hin, daß unter den Gründen für den Anteil der Mission an der jetzigen chinesischen Katastrophe die Beschuldigung keine Rolle spielt, daß die Protestanten sie herbeigeführt hätten durch Einmischung in die große Politik. Für diese Beschuldigung würde sich allerdings auch nicht der geringste Anhalt finden lassen, wogegen der katholischen Mission, vorab dem Bischof Anzer, der Vorwurf nicht erspart werden kann, daß sie Politik und Mission in heilloser Weise mit einander verquickt und, wenn auch durchaus nicht allein oder hauptsächlich, so doch mit die Schuld daran trägt, daß es zu einem so furchtbaren Ausbruche des Fremdenhasses in China gekommen ist. Noch einmal übt in diesem Zusammenhange Warneck wie schon früher in Artikeln der Allgemeinen Missions-Zeitschrift scharfe Kritik an der unheilvollen Thätigkeit der Genannten und hat sicher recht, wenn er sagt:

Hätte ein protestantischer und gar ein englischer Missionsoberer gethan, was Bischof Anzer gethan hat, und wäre darauf gefolgt, was auf Bischof Anzers politische Thätigkeit gefolgt ist, unter welches furchtbare Gericht der öffentlichen Meinung wäre dann die evangelische Mission gefallen. Aber bei der katholischen heißt es: Ja Bauer, das ist ganz was Anderes.

Angehängt ist der Schutzschrift Warnecks noch ein überaus interessanter Artikel der päpstlichen Zeitung La voce della verità, in dem das ganze chinesische Unheil darauf zurückgeführt wird, daß entgegen dem Willen des Papstes in China an Stelle des französischen das nationale Protektorat über die Mission getreten sei — eine römische Quittung über ihr katholisches Missionsprotektorat in China, welche der deutschen Reichsregierung hoffentlich die Augen öffnet über den Dank, den eine Verbindung ihrer Politik mit der katholischen Mission ihr in Rom einträgt.

So bietet Warnecks Schrift auf gedrängtem Raum eine Fülle von Material und Gesichtspunkten zur Richtigstellung und Abwehr der falschen Beschuldigungen und ungerechten Urteile, welche die deutsche Zeitungspresse anläßlich der chinesischen Wirren gegen die evangelische Mission geschleudert hat. Kein Missionsfreund sollte sie ungelesen lassen. Und wenn leider kaum zu hoffen ist, daß sich die der evangelischen Mission nun einmal unfreundlich gesinnten Blätter durch sie eines Besseren belehren lassen, so müssen Alle, die für die Mission ein Herz haben, durch möglichst weite Verbreitung dieser Broschüre in ihrem Bekanntenkreise dafür sorgen, daß das von der Presse beeinflußte und im Urteil irregeleitete Publikum auch „des anderen Mannes Rede" höre.

Johannes Thieme

Moritz von Sachsen und seine Zeit (1541--1553)

3

Dem Manne, der unter den verschiednen sich kreuzenden und verzweigenden Richtungen einen bestimmten Weg einzuschlagen berufen war, fehlte die politische Selbständigkeit nahezu völlig. Davon kann gegenwärtig nicht mehr die Rede sein, daß Herzog Moritz mit Beginn seiner Regierung ein fertiger Staatsmann und diplomatischer Rechenmeister ersten Ranges gewesen wäre. Wie hätte er das werden können? Was er besaß, war eine Fülle von Eindrücken aus seiner wechselvollen Jugendzeit, die wohl hie und da zu Ansichten sich verdichteten, aber die zur Unterstellung unter einen klar ins Auge gefaßten politischen Gesichtspunkt heranreifen zu lassen man ihm nicht gestattet hatte. Seine Verwandten, vor allem die Mutter, eine ehrgeizige, ränkevolle Frau, hatten ihn geflissentlich von Politik ferngehalten; die Mutter fürchtete den Sohn, der ihr das Regiment, das sie bei des Gatten Schwachheit thatsächlich führte, zu entreißen bestimmt war. So von Mutter und Vater abgedrängt — es kam schließlich zu völligem Bruch zwischen Eltern und Kind — geriet er in Abhängigkeit seines Vetters in Wittenberg und des Landgrafen von Hessen; diese beiden sind die Lenker der kleineren politischen Schritte, die er vornehmlich in der Auseinandersetzung mit den Eltern thun mußte, gewesen. Aber es hatte sich doch gerade hierbei gezeigt, daß es ein Etwas gab, das sich nicht so ohne Weiteres lenken ließ und mit dem man zu rechnen hatte, wenn man den Herzog für die eigne Politik dauernd zu gewinnen hoffte, das war: Moritzens Eigensinn und hartnäckiger Trotz, zähes Festhalten an dem, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, verbunden mit einer gewissen Falschheit und Unehrlichkeit, die schnell ihre Versprechen gab, aber eben so schnell sie nicht zu halten bereit war. In diesem Trotze hatte er gegen der Eltern Willen seine Gattin gefreit, Philipps von Hessen Tochter Agnes; sein Stolz hatte die Verbannung vom elterlichen Hofe eher ertragen als die Preisgabe des eignen Willens. Sein stark entwickeltes Selbstgefühl, unterstützt von Ratschlägen des kurfürstlichen Vetters, hatte fernerhin dem Vater opponiert, als dieser, wie wir sahen, den Ständen die Verwaltung der säkularisierten Güter überlassen mußte: an dieser Stelle — in der inneren Politik, ließ sich ahnen, welchen Weg der junge Herzog nehmen würde.

Mit dem Regierungsantritt des Schwiegersohnes hörte der bisherige unmittelbare Einfluß des Schwiegervaters naturgemäß auf; noch in letzter Stunde war er politisch bedeutsam geworden, er hatte Moritz dem Vertrage Philipps mit Karl V. beitreten lassen. So begann Herzog Moritz seine Regierung mit dem Bewußtsein, daß man dem Kaiser in weltlichen Dingen zu gehorchen habe, ein Bewußtsein, das bis zum Abschluß des Schmalkaldischen Krieges stets in ihm lebendig geblieben ist.

Dem unmittelbaren Einfluß der beiden protestantischen Fürsten entzogen, zu politischer Selbständigkeit noch nicht fähig — wie hätte es anders kommen können, als daß der junge Fürst in starke Abhängigkeit von seinen Räten geriet? Sie bildeten freilich kein einheitliches Kollegium; die Gegensätze in der Reichspolitik fanden dort ihren Widerhall, es gab

eine mehr kaiserlich und eine mehr protestantisch gesinnte Partei: aber es gab doch eine führende Persönlichkeit, und diese war weder kaiserlich noch protestantisch, sondern trieb Vermittlungspolitik. Moritz kannte sie schon vom ersten Dresdener Aufenthalt her: Georg von Carlowitz. Seine Politik war die des geschickten Lavierens zwischen rechts und links, er hoffte dadurch den besten Gewinn für das Land davontragen zu können. Und das Landesinteresse stand ihm an erster Stelle; dadurch war aber schon bedingt ein Mißtrauen, das sich bis zur offenen Feindschaft steigern konnte, gegen die Ernestiner (siehe Nr. 32); es war ferner dadurch bedingt die Ablehnung eines Bündnisses mit den Schmalkaldenern — das hätte Verwickelungen bringen können —, ebenso dadurch verneint ein enger Anschluß an den Kaiser, nur daß der alte Staatsmann aus Herzog Georgs Schule es als selbstverständlich ansah, in weltlichen Dingen dem Kaiser zu gehorchen. Und für ihn war nahezu Alles „weltlich Ding," auch die religiösen Gegensätze. Er unterschätzte die religiöse Kraft der beiden Konfessionen und gedachte sie zu vereinen auf einer Basis, die den Protestanten Rechtfertigungs- und Abendmahlslehre sowie die Priesterehe freigab, den Katholiken aber die römische Kultusform ließ! Derartige Vermittlungsvorschläge waren damals nichts Seltenes; es muß gesagt werden, daß Luther, wenn er sie praktisch auch nie mitgemacht hat, doch theoretisch sie anbahnte. Sie waren eine Konsequenz des „geschichtlichen Sinnes" der Reformationszeit. Gewiß hat Luther die heilige Schrift allein als Norm setzen wollen, aber er war der Ansicht, daß die kirchengeschichtliche Entwicklung etwa bis zum vierten Jahrhundert „schriftgemäß" gewesen sei und dann erst die Degeneration begonnen habe. Diese Anschauung blieb herrschend, aber sie mußte sich modifizieren, je mehr an die Stelle der intuitiv-genialen Geschichtsauffassung Luthers nüchterne historische Forschung trat. Indem man durch sie erkannte, daß jener Zeitabschnitt doch schon manches gut Katholische enthalten habe, milderte sich der von Luther aufgestellte Gegensatz dieser Epoche gegen die späteren, blieb aber immerhin noch so stark, daß man es versuchen zu können meinte, auf dieser Basis der „guten alten Zeit" der Kirche, in der die Gegensätze noch in friedlicher Einheit geschlummert hätten, einen Kompromiß zwischen Katholizismus und Protestantismus zu schließen. — Natürlich konnte ein Anhänger derartiger Vermittlungspolitik für die Geltendmachung landesherrlicher Souveränetät nur ein gemäßigtes Interesse besitzen; wie hätte er die Hauptstütze des Katholizismus, den Adel, brüskieren sollen?

In zwei Punkten kam Carlowitz' Anschauung den Ideen Moritzens entgegen: in der Stellung zum Kaiser und zur Religionsfrage. Religiös war Moritz nahezu gleichgiltig, Luther hatte er ignoriert, und Habsburg wollte er dienen, so lange es seinem Lande nicht schadete. Er ist aber auch in allen übrigen Punkten eine Reihe von Jahren hindurch der Politik seines Ministers gefolgt. Dem Schmalkaldischen Bunde ist er nicht beigetreten, vielmehr streng auf der von seinem Vater eingehaltenen Linie geblieben, allen Lockungen zum Trotz. Er schmeichelte sich in dem Gedanken, über den Parteien stehend den Vermittler spielen zu können. Aber auf der anderen Seite knüpfte er mit dem Hauptführer des Bundes, Philipp von Hessen, Sonderverhandlungen an, verpflichtete sich zur Geldzahlung, falls es gegen den vom Schmalkaldischen Bunde vertriebenen Herzog Heinrich von Braunschweig, der sein Land wieder zu erobern trachtete, gehen sollte — ein gefährliches Doppelspiel! — Das Mißtrauen gegen den kursächsischen Vetter steigerte sich zu offener Feindschaft, als Moritz mit ihm aufs schärfste aneinandergeriet über die Landeshoheit im bischöflich-meißnischen Amte Wurzen. Der ganze Streit war eine Folge der unglücklichen Länderteilung von 1485. Zwar gelang es dem Landgrafen, das Aeußerste, den Austrag der Fehde mit Waffengewalt, zu verhüten; aber dem Herzog war endgiltig die Lust vergangen, mit dem Vetter in Wittenberg Schulter an Schulter zur Wahrung protestantischer Interessen zu kämpfen. Es kam hinzu, daß seine Beziehungen zum Kaiser sich durchaus freundlich, ja herzlich gestalteten. Er hatte für den Kaiser in Ungarn gegen die Türken gekämpft, und im Herbste 1543 war er von Karl V. in den Niederlanden sehr gnädig empfangen worden. Der Kaiser hatte seinem Ehrgeiz geschmeichelt und ihn mit diplomatischen Verhandlungen betraut.

Gestaltete sich so die äußere Politik des Herzogs ganz nach Carlowitz' Wunsch, so machte sich in der inneren Politik allmählich immer mehr das trotzige Selbstgefühl des jungen Fürsten geltend. Sein fürstliches Selbstbewußtsein strebte nach Konzentration der landesherrlichen Gewalt. So verbot er den Bischöfen, ihrerseits in ihren Bistümern Mißbräuche abzustellen, und nahm die Reformation selbst in die Hand. Man kann zugeben, daß eine traditionelle, von der Mutter her ihm eingepflanzte Anhänglichkeit an die Augsburger Konfession sein Verhalten mit bestimmte, aber entscheidend waren für ihn politische, landesherrliche Motive. So griff er schneidig und rückhaltlos durch, seine Landeshoheit und die wirtschaftliche und kulturelle Kraft des Herzogtums stärkend. Die Pfarrer wurden strenger Aufsicht der Superintendenten unterstellt, die Klostergüter verpachtet oder verkauft und von dem Ertrage die Pfarrer besoldet, die Universität neu dotiert, die beiden Fürstenschulen in Pforta und Meißen gegründet: kurz, es wurde damals der Grund gelegt zu gedeihlicher Entwicklung der wissenschaftlichen, religiös-sittlichen und kulturellen Kraft des Landes. In Georg von Anhalt gewann Moritz einen tüchtigen Helfer bei der Regelung der kirchlichen Angelegenheiten. Die wertvollste innerpolitische Folge dieser Reformthätigkeit war finanzielle Unabhängigkeit von den Ständen; der Einfluß des Adels auf die Politik war gebrochen, Moritz bedurfte der ständischen Geldbewilligung nicht mehr, er fragte seinen Landtag nun überhaupt nicht mehr um Rat — es war klar, daß der neue Kurs mit der bisherigen Leitung der Politik durch Carlowitz stark kontrastierte: Carlowitz dankte ab, fünfundsiebzig Jahre alt.

Nach Carlowitz Rücktritt begann die protestantenfreundliche Partei am herzoglichen Hofe einflußreicher zu werden, aber des Meisters Einfluß auf den Schüler in Sachen der äußeren Politik — hier kam Carlowitz ja vielfach Moritzens eigensten Absichten entgegen — blieb nach wie vor groß. Es war ein mehr vorübergehender Gedanke, wenn Moritz an einen Dreibund mit Hessen und Kursachsen dachte, als Protest gegen die Berufung des Tridentiner Konzils. Sein religiöses Interesse ging nie so weit, daß er, wie dies die Schmalkaldener thaten, Verhandlungen mit dem Kaiser kurzerhand abgewiesen hätte, so lange die freie Religionsübung nicht garantiert war; er suchte Kompromisse im Carlowitzschen Sinne. Es fügte sich nun, daß Moritz seit 1545 auch mit seinem Schwiegervater entzweit war. Die Schmalkaldener waren mit Heinrich von Braunschweig in Fehde geraten; planlos und ohne Ermächtigung hatte Moritz sich Heinrich gegenüber für gute Friedensbedingungen verbürgt, wenn er sich dem Landgrafen ergebe. Heinrich baute auf diese Bürgschaft; aber Philipp von Hessen betrachtete sich nicht verpflichtet, den Wünschen Moritzens zu folgen, ihm war der Braunschweiger als Geisel wichtig, er behielt ihn in Gewahrsam. Moritz stand blamiert da, sein erster Versuch, selbständig zu politisieren, war kläglich gescheitert. Köhler

---

Die unkirchliche Theologie

Auf der jüngsten theologischen Konferenz zu Gießen ist wieder einmal das Wort von der „unkirchlichen" Theologie*) gefallen, zugleich mit der Andeutung, daß die Vertreter einer solchen Theologie sich nicht wundern dürften, wenn ihre Bestrebungen neben anderen auch die unangenehme Folge haben könnten, daß sich das Kirchentum immer mehr versteife, ja die Tendenz auf Rekatholisierung im Ausbau rechtlicher Formen

*) Ich bitte den Leser freundlichst beachten zu wollen, daß im Folgenden immer nur von unkirchlicher Theologie, nicht von unkirchlichen Theologen die Rede ist. Die Frage, wie der Einzelne persönlich zur Kirche steht, bleibt völlig unberührt.

dadurch verschärft werde.*) Da dieser Gedanke erst im Schlußwort des Referenten zu greifbarem Ausdruck kam, so war es nicht möglich, in der Debatte etwas darauf zu erwidern. Was ich in einem kurzen Trinkspruch sagte, bei dem, wie es solchen improvisierten Reden nicht selten geht, Wichtiges gar nicht oder ungenügend zum Ausdruck kam, ist Mißverständnissen gewiß ausgesetzt gewesen. Das Wort des Propheten Amos: „Darum schweigt der Kluge zu dieser Zeit, denn es ist eine böse Zeit," paßt recht eigentlich auf diese Gelegenheiten. Aber es ist nicht Jeder so klug wie der Prophet — zu sein verordnet: denn geschwiegen hat auch er nicht zu böser Zeit. Und jedenfalls ist es gut, daß wir einen Sprechsaal haben, in dem man seine Reden auch post festum halten kann.

Der Sinn des von dem Redner übrigens durchaus freundschaftlich gemeinten Vorwurfes kann nur der sein, daß die Theologie gewisser akademischer Lehrer, weil sie unkirchlich ist, das kirchliche Leben schädigen muß, vielleicht auch will. Ist dies der Fall, so ist die Schlußfolgerung zwingend, daß die Kirche solche akademischen Lehrer nicht nur nicht wünschen kann, sondern Alles daran setzen muß, sie entfernt zu sehen. Durch das bekannte Buch von Bernoulli über die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie, von dem auch in unserm Blatte mehrfach die Rede gewesen ist, ist der Widerstreit zwischen den beiden im Titel angegebnen Betrachtungsweisen weiten Kreisen grell beleuchtet worden. Ich gehöre zu denen, auf die das interessante Buch nicht ohne Eindruck geblieben ist. Allerdings nicht in dem Sinne, in dem ich es anfangs selbst vermutete. Es hat mir im Gegenteil zur Klarheit darüber verholfen, daß uns mit der von Bernoulli beliebten Zerhauung des Knotens nicht geholfen ist. Grade wer das Gewicht des Widerstreites tief empfindet, wird nach einer andern Lösung suchen. Ob er sie finden wird? Jedenfalls nicht in einer Alle gleichmäßig befriedigenden Weise, doch vielleicht für seine Person.

Ehe ich jenen Vorwurf untersuche, um ihn nach Möglichkeit zurückzuweisen, vorerst ein unumwundenes Bekenntnis dazu, daß ich persönlich die von mir als akademischem Lehrer, näher als theologischem Historiker, verrichtete Arbeit selbst als „unkirchlich" empfinde. Unkirchlich ist diese Arbeit, sofern sie schlechterdings und überall mit Maßstäben arbeitet, die gänzlich außerhalb der kirchlichen Sphäre gewonnen sind. Unkirchlich auch in dem Sinne, daß ich nirgends bei meiner Arbeit nach der Kirche frage: ob ihr meine Ergebnisse behagen oder nicht, ob sie durch eines dieser Ergebnisse, vielleicht auch durch meine ganze Arbeitsmethode sich geschädigt glaubt — ich will nicht sagen, daß es mich kalt läßt, aber ich verstatte dieser etwa auftauchenden Erwägung keinerlei Einfluß auf meine Arbeit. Ich möchte aber noch weiter gehen, und das ist mir sogar die Hauptsache: ich suche die eigentliche Aufgabe des akademischen Lehrers in Etwas, das die Kirche zunächst erschrecken muß.

Unsre Aufgabe besteht in erster Linie in dem Berufe, Seelen zu gefährden. Diesen Beruf hat unter allen nur der Professor, und das ist sein Ehrentitel. In den lateinischen Wörterbüchern findet man bei dem Worte profiteri als erste Bedeutung: „laut und öffentlich, frei bekennen, =gestehen," weiter „öffentlich als den und den oder zu dem und dem sich bekennen," dann „öffentlicher Lehrer, Professor sein." Freilich weitaus die Mehrzahl unsrer Professoren kommt gar nicht mehr in die Lage, ihren Beruf seiner hohen und ursprünglichen Bestimmung gemäß auszuüben. Oder wie soll der Anatom oder der Gynäkologe, der Romanist und Germanist, der Physiker, der Chemiker und der Mathematiker, wenigstens wenn nicht ungewöhnliche Konstellationen eintreten, sich dazu veranlaßt fühlen? Der Jurist vielleicht schon eher, aber doch eigentlich nur, wenn er als Kirchenrechtler ein halber Theologe, als Mann des Staats- und Verwaltungsrechtes ein halber Nationalökonom ist. Sich zu Etwas zu bekennen, dazu haben eigentlich nur die Philosophen, die Historiker, die Nationalökonomen, vor Allem aber die evangelischen Theologen Veranlassung. Sie erschüttern mit bewußter Absicht in ihren Zuhörern die naive Gläubigkeit, sie führen sie in den Zweifel hinein, sie sind sich klar darüber, daß auf dem gefährlichen Wege, der zu der von den Schlacken der Ueberlieferung gereinigten Erkenntnis führt, Mancher verloren gehen muß: kurzum, sie gefährden die Seelen. Was that Abälard Andres, und was hat Bernhard ihm mehr verübelt? Abälard aber war der Mann der Wissenschaft, wie Bernhard der Mann der Kirche war. Sollte es heute anders sein wie vor Jahrhunderten? Würden wir erst auf dem Standpunkte stehen, fertige Erkenntnisse fertig zu überliefern oder nach den Vorschriften einer andern Potenz die Wissenschaft zurecht zu schneiden, es wäre aus mit unsrer akademischen Arbeit. Es ist unser Lebenselement, daß die Dinge sich im Flusse befinden. Der „Trieb nach Wahrheit" beseelt uns; in ihren Besitz zu gelangen, so lange wir auf Erden sind, wünschen wir garnicht, so wenig es Lessing wünschte, der dieser Stimmung die klassische Formulierung gegeben hat. Einer sich auf feste Normen gründenden Gemeinschaft ist solche Stimmung und das Bestreben, ihr Ausdruck und Nachdruck zu geben, schon von Tertullians Zeiten her als ketzerisch erschienen.

*) Vgl. unten die Besprechung von Foersters Vortrag über die Rechtslage des deutschen Protestantismus. D H

Es mag ja nun unter den akademischen Theologen den einen oder andern geben, der im innersten Herzen den Wunsch hegt oder wenigstens der Meinung ist, er könne diesem Ideal ebenso gut oder besser als Religionshistoriker oder Religionsphilosoph in der philosophischen Fakultät denn als Kirchenhistoriker oder Dogmatiker in der theologischen Fakultät nachgehen. Wenn ich mich mit voller Ueberzeugung auf den entgegengesetzten Standpunkt stelle, so liegt darin schon der Verzicht auf diejenige Betrachtung, die man mit Vorliebe, aber meiner eben dargelegten Ansicht nach ganz falsch, als „akademisch" bezeichnet, die Betrachtungsweise nämlich, die, kühl bis ans Herz hinan, den Dingen nur um ihrer selbst und um der sogenannten reinen Erkenntnis willen nachgeht. Ich denke nicht daran, diesen Standpunkt gering zu achten, er ist der des Gelehrten, vielleicht des Nurgelehrten, und was wären wir ohne die gelehrte Arbeit? Aber man soll den Professor und den Gelehrten nicht mit einander verwechseln. Im Professor lebt ein propagandistischer Trieb. Und wo kann ich diesen Trieb besser befriedigen als jungen Theologen gegenüber? Um es scharf auszudrücken, welche Seelen lohnt es sich denn zu gefährden, wenn nicht die der Theologen? Aber es kommt ja nicht auf meinen Willen an, sondern allein darauf, ob, was ich anstrebe, auch angängig ist. Die Wissenschaft läßt sich von ihren Forderungen Nichts abknappen, sie kennt keine Nachgiebigkeit, sie ist, um ehrlich zu sein, viel intoleranter als die Kirche. Ich finde sogar, daß die Kirche eigentlich recht gutmütig ist. Sie könnte der Wissenschaft, die auf sie so gar keine Rücksicht nimmt, recht wohl den Stuhl vor die Thür setzen. Sie thut das nicht, und es müßte doch mit wunderbaren Dingen zugehen, wenn sie sich dabei bloß von Gutmütigkeit leiten ließe. Ganz offenbar thut sie es mehr oder weniger ungern im eigenen Interesse. Sie kann die Wissenschaft nicht entbehren. Auch nicht die sogenannte „unkirchliche" Theologie, d. h., um es zu wiederholen, diejenige Theologie, die bei ihrem Betriebe schlechterdings nicht nach den kirchlichen Maßstäben fragt, die keinen andern Kanon anerkennt und keine andre Verpflichtung übernehmen will als die für alle Forschung geltende, nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu sagen? Auch die nicht, gerade die nicht, aber freilich unter einer Voraussetzung.

Wenn ich soeben von einem propagandistischen Triebe geredet habe, ohne den ich mir den richtigen Professor nicht denken kann, so ist damit noch nicht Alles gesagt. Zu diesem propagandistischen gesellt sich auch ein pädagogischer Trieb, d. h. der Trieb des Professors, seine Hörer und Schüler mit dem, was er zu sagen hat, auch für das Leben und den künftigen Beruf auszunützen. Der theologische Professor weiß, daß unter seinen Schülern zumeist solche sich befinden, die in ihrem Berufe dem Evangelium dienen wollen, sei es als Pfarrer sei es als Lehrer der Jugend. Und er weiß es nicht nur, er handelt auch danach, auch der Vertreter einer „unkirchlichen" Theologie

in dem dargelegten Sinne. Glaubt man denn, es sei uns, weil wir uns jedes Hineinreden der Kirche in unsern Wissenschaftsbetrieb verbitten, darum zu thun, die religiösen Bedürfnisse zu ignorieren oder den Kirchen entgegenzuarbeiten? Ganz im Gegenteil, unsre unkirchliche Theologie stellt sich, pädagogisch angesehen, in den Dienst dieser Bedürfnisse. Das kann sie freilich, auf das Große gesehen, nur, wenn sie unweigerlich daran festhält, den Studierenden fort und fort die Ueberzeugung zu predigen und in ihnen zu festigen, daß alle Formen und Vorstellungen des religiösen und kirchlichen Lebens nur einen relativen Wert haben und daß der Wissenschaft genügende Mittel zu Gebote stehen, um den Beweis dafür anzutreten. Nur wer, ich möchte sagen, mit der Ueberzeugung durchtränkt ist, daß alle diese Formen und Vorstellungen, natürlich auch die reformatorischen und urchristlichen, einschließlich der über Jesu Person gehegten, menschlich geworden sind und nicht ohne Umdeutung und Ergänzung aus der Vergangenheit in die Gegenwart übertragen werden können, wird später im Stande sein, den absoluten Wahrheitsgehalt des Evangeliums in solche Formen zu kleiden und so zu predigen, daß er ihn auch den gereiften Gliedern seiner Gemeinde nahe bringen kann. Den Sinn freilich für diesen Wahrheitsgehalt, den kann ihm die Wissenschaft nicht geben, aber, und das ist viel wichtiger, sie kann ihn ihm auch nicht nehmen. Sie wird es auch niemals versuchen, wenn anders sie ihre Schranken kennt: denn nicht, was ewig ist an den Dingen, sondern was im Flusse befindlich, ist ihr Gegenstand. Der Wissenschaft das Fließende, der Kirche das Feste, das scheint mir eine gesunde und in der Sache begründete Teilung zu sein. Und je unkirchlicher die Wissenschaft, um so besser für die Kirche, d. h. für eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich auf der Vergangenheit angehörige Formen und Vorstellungen zu versteifen, sie wohl gar als für die rechte Predigt des Evangeliums notwendig zu erklären. Eine solche Kirche würde freilich in der Wissenschaft nur ihre Gegnerin sehen, aber sie kann sich darauf verlassen, diese Gegnerin ist mächtiger als sie. Sollte die „Unkirchlichkeit" der Wissenschaft wirklich die Folge haben, die Tendenz zur „Verkirchlichung" der Kirche noch weiter zu steigern, als sie schon gestiegen ist, so mag das unerfreulich und bedauerlich sein. Aber wie es unsre Schuld nicht ist, sondern nur die Schuld derer, die auf die Stimme der Wissenschaft nicht hören, so wird es auch unsre Schuld nicht sein, wenn es eines Tages den Gemeinden zu viel der Verkirchlichung wird und ein Umschwung zum Gegenteil erfolgt. Wir predigen ununterbrochen: lernt aus der Geschichte, laßt euch durch die Wissenschaft aus der Geschichte belehren, daß keine Rechtsform und keine theologische Vorstellung, sie finde sich nun in der Bibel oder im Symbol, Anspruch darauf erheben kann, für alle Zeiten, also gewiß auch nicht für unsre Gegenwart, als allgemeingiltiges Gesetz zu gelten.

Die theologische Wissenschaft soll ihren Jüngern den Dienst des Giftes leisten, das gegen schwere Ansteckung immun macht. Und denen, die gesund sind, leistet sie auch diesen Dienst. Ich kann nicht nur versichern, daß ich an diejenigen unter meinen Schülern am liebsten zurückdenke, bei denen das Gift am kräftigsten gewirkt hat, sondern auch, daß gerade sie es in seiner Wirkung als segensreich empfinden und daß gerade sie sich zu besonders tüchtigen Dienern des Evangeliums entwickeln. Gewiß, wir haben auch kränkliche und schwächliche Zöglinge. Aber ich kann es nicht leugnen, daß sie mein Interesse nicht in dem Maße in Anspruch nehmen. Rousseau meint, der Erzieher sei kein Krankenwärter und dürfe seine Zeit nicht verlieren, ein unnützes Leben zu pflegen. Ganz so hart braucht man sich nicht auszudrücken, nicht einmal zu empfinden, aber etwas Wahres ist sicher daran. Die Gesundheit selber kommt freilich nicht von der Wissenschaft und noch weniger von den Professoren, sondern allein von Gott und dem Evangelium.

Gustav Krüger

Ein Exempel kirchlich-parteiischer Journalistik

Unsre Leser wissen, und danken es uns, daß wir sie mit den giftigen Früchten des kirchlichen Parteilebens grundsätzlich verschonen. Aber schon neulich that ein Wort der Abwehr not, und heute müssen wir ein Meisterstück kirchlicher Feindseligkeit der Oeffentlichkeit übergeben — in der Hoffnung, daß denen, die es verübt haben, die Lust zur Fortsetzung dadurch denn doch ein wenig genommen wird.

Die von Hengstenberg gegründete Evangelische Kirchenzeitung war bis vor kurzem unter der Redaktion des nunmehrigen Generalsuperintendenten Holtzheuer in Magdeburg ein anständiges, dem lutherischen Konfessionalismus dienendes Organ. Durch den jüngst erfolgten Redaktionswechsel ist sie für einen Parteifanatismus offen geworden, dem kein Mittel zur Diskreditierung kirchlich und theologisch anders Gerichteter zu schlecht ist. Den Beweis für diese schwere Anklage will ich führen.

Diese „Kirchenzeitung" brachte in Nr. 20 vom 20. Mai folgenden Artikel.

Aus der Ritschlschen Partei

Die Ritschlsche Partei macht augenblicklich fieberhafte Anstrengungen, um ihre Anschauungen in die weitesten Kreise zu tragen. Ein Versuch folgt mit Blitzesschnelle auf den andern, gerade kein gutes Zeichen für das Vertrauen, das man zur inneren Kraft der eignen Sache hat. Soeben erst ist der theologische Ferienkursus zu Ende, der Erfolg scheint nicht den gehegten Erwartungen entsprochen zu haben. Ungefähr siebzig Teilnehmer wurden gezählt, darunter viele „Geistliche" aus der Mark. Wie viele wird nicht gesagt. Bemerkt wird auch nicht, wie viele Studenten und Kandidaten teilgenommen haben. Mit diesem Kursus vergleiche man etwa den in Bethel, wo Schlatter und Cremer vor weit über zweihundert Zuhörern sprachen. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß dieser Ritschlsche Ferienkursus in Berlin gehalten wurde. Schon aber wird ein neues Unternehmen angekündigt, bei dem wieder der Vorsitzende der kirchlich-theologischen Konferenz, Professor v. Soden, an der Spitze steht, ein „theologischer Kursus für Damen"*) im Viktorialyzeum zu Berlin. Soden wird über „Leben Jesu," Holl über neuere Kirchengeschichte, Gunkel über Lyrik (Psalmen) im Alten Testament lesen. „Die Kurse sollen," wie es in der Ankündigung heißt, „die Höhe der Universitätsvorlesungen innehalten. Gebildete Damen haben hier also Gelegenheit, sich über den gegenwärtigen Stand der Religionswissenschaft von Vertretern des Faches orientieren zu lassen." Wir bewundern den Mut der Herren, gerade mit diesem Versuche jetzt in die Oeffentlichkeit zu treten, wo soeben Frau Gnauck-Kühne, die sicher über den gegenwärtigen Stand der Religionswissenschaft nach Ritschlscher Schätzung gut orientiert war, ihren Bruch mit dem Evangelium vollzogen hat. Wir fürchten, daß der Erfolg dieses Kursus ein ganz andrer sein wird, als ihn die Vortragenden wünschen und hoffen. Die christlich-kirchlichen Frauen werden zweifeln, ob die ihnen vorgetragenen Anschauungen wirklich „wissenschaftlich" gesicherte sind, sie werden dies thun auf Grund ihres Glaubens, ihrer Pietät gegen das Wort Gottes, die keine profane Behandlung der heiligen Schrift verträgt, über die besonders auf dem alttestamentlichen Gebiet selbst moderne Studenten der Theologie klagen. Dagegen werden die Führerinnen der liberalen Frauenbewegung, z. B. Frau Cauer mit ihrem Stab, vielleicht auch Sozialdemokratinnen, wie Frau Ihrer, sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um Waffen gegen das Christentum zu holen, die sie dann mit der gerade hierin Frauen eigentümlichen, unerbittlichen Konsequenz gewiß gegen den Willen der Vortragenden gegen alle Religion verwenden werden. Der beabsichtigte Zweck, die Ritschlschen Gedanken in die Gemeinde zu tragen, bleibt auch hier sicher unerreicht, denn dazu sind diese nun einmal zu blaß und bieten zu viel Abstraktionen und zu wenig Realitäten.

Angenommen, dieser Bericht ruhte auf Thatsachen, so fühlt Jedermann die gehässige Tendenz. Aber um giftige Worte regt man sich über die kirchliche Parteijournalistik — leider — nicht auf. Was diesen Fall bedeutsam macht, das ist dies, daß die ganze Unwahrhaftigkeit und Heimtücke, mit der auch im kirchlichen Parteikampf nur zu oft gearbeitet wird, hier recht greifbar zu Tage tritt.

Es ist nämlich von all dem Berichteten rein Nichts thatsächlich wahr. Die Ritschlsche Partei, angenommen es gäbe eine solche, hat nicht das mindeste Anrecht an das Berliner Viktorialyzeum als an ihr Unternehmen; Professor von Soden ist weder Vorsitzender der Berliner Theologischen Konferenz noch Anhänger der Ritschlschen Theologie noch seinerseits Arrangeur der Lyzeums-Kurse. Das Viktorialyzeum in Berlin ist eine allbekannte Anstalt; bei gutem Willen hätte die Evangelische Kirchenzeitung die vorgetragenen Irrtümer leicht vermeiden können; hatte sie die aber begangen, so hätte wohl

*) In der Vorlage fett gedruckt.

irgend einer der Leser ihr zurechthelfen sollen, der besser Bescheid wußte.

Erst am 27. Juni kam der Artikel dem Professor von Soden zu Gesicht. Er schickte nun an die Redaktion folgende Berichtigung ein:*)

1) Das Viktoria-Lyzeum hat unter seinen Kursen, die vor allem bestimmt sind, Lehrerinnen in der Vorbereitung zum Oberlehrerinnen-Examen Handreichung zu thun, seit 1896 auch einen Kursus für Religion eingerichtet. Für das Alte Testament wurde Herr Professor Gunkel, für das Neue Herr D. Riemann, Prediger an Nikolai, für die Kirchengeschichte Herr Professor Pfleiderer gewonnen. Etwa vor zwei Jahren hat der Letztere, vor einem Jahre hat Herr D. Riemann um Entbindung von diesem Lehrauftrag gebeten. Das Kuratorium übertrug den Lehrauftrag für Kirchengeschichte dem inzwischen nach Tübingen berufenen Lic. Holl. Das Neue Testament zu übernehmen bat man mich; nach langem Sträuben wegen Arbeitsüberlastung stellte ich mich für zwei Stunden in der Woche zur Verfügung. Ich bin also der zuletzt hinzugekommene Dozent; in dem Kuratorium sitzt kein „Ritschlianer," überhaupt kein Theologe außer Professor Pfleiderer, der jüngst hineingewählt wurde und bekanntlich die Ritschlsche Theologie sehr nachdrücklich bekämpft.

2) Der Vorsitzende der Kirchlich-theologischen Konferenz ist Herr Professor D. Scholz hier von Anfang an gewesen. Ich bin nur eines der etwa zehn Mitglieder ihres Vorstandes.

3) Als ich bei einer Vorlesung des von dieser Konferenz veranstalteten Ferienkursus die Hüte zählte, waren es deren über hundert.

4) Daß die Konferenz oder der Ferienkursus ein Unternehmen der „Ritschlianer" sei, ist nur eine Behauptung von Gegnern derselben, widerspricht aber unsern programmatischen Erklärungen.

5) Die Herren Gunkel, Holl — wohl auch Pfleiderer? — als „Ritschlianer" zu bezeichnen, ist eine Begriffsverwirrung, die selbst für jene anonymen Franktireurs, die mit Vorliebe ihr Pulver hinter den Mauern unsrer Kirchenzeitungen verschießen, unerlaubt ist. Dasselbe gilt von mir. Solange aber die „Ritschlianer" die Zielscheibe für allerlei Angriffe sind, werde ich diese gern mit ihnen tragen.

Da somit alles Thatsächliche in jenem Artikel unrichtig ist, überlasse ich der geschätzten Redaktion das Urteil über die aus jenen Fiktionen gezogenen Folgerungen.

Aber gestatten Sie mir die zwei Bemerkungen: Es ist doch bitter zu beklagen, daß eine Kirchenzeitung hinter der schlechtesten weltlichen Parteipresse an Leichtfertigkeit im Thatsachenbericht und der Personenbeurteilung oder Unterschiebung von Motiven nicht zurückbleibt. Und — Sie trauen uns, Gott Lob mit Recht, ein hohes Maß gewissenhafter Objektivität zu, wenn Sie nicht besorgen, daß wir aus solchen Leistungen Schlüsse ziehen auf die psychologische Grundlage und auf die ethisierende Kraft der theologischen Stellung eines solchen Berichterstatters.

Ich bezweifle nicht, daß Sie eine Richtigstellung der unwahren Behauptungen in jenem Berichte Ihren Lesern nicht vorenthalten werden.

Wäre es nicht gut, unsre christliche Presse würde als Motto den Spruch Jakobi 3, 18 wählen?

Von diesem Briefe druckte die Evangelische Kirchenzeitung endlich in Nr. 29 vom 22. Juli die fünf berichtigenden Sätze ab mit Ausnahme des letzten Satzes unter 5: „Solange — tragen." Sie hatte inzwischen, was nur recht war, den eingegangenen Protest ihrem Korrespondenten vorgelegt, und veröffentlichte nun gleichzeitig mit von Sodens Berichtigung folgende Replik dieses Korrespondenten:

Für die mannigfaltigen in Punkt 1 gegebenen interessanten Mitteilungen sind wir Herrn D. von Soden sehr dankbar. Sie bestätigen ausführlich, daß in diesen Kursen der Versuch vorliegt, die Damen nur von durchaus modernen Theologen in die Religionswissenschaft einführen zu lassen; besonders schmerzlich aber ist es, daß gerade Lehrerinnen, die sich mit wissenschaftlicher Theologie beschäftigen müssen**), allein auf diese Art der Orientierung angewiesen sind. Nun aber irrt D. von Soden, wenn er diese Kurse auf einen möglichst engen Kreis beschränken will; die erlassene Aufforderung wendete sich an „gebildete Damen" ohne Unterschied. Unsre Auffassung, daß man jetzt*) diese Kurse für eine Propaganda für die moderne Theologie unter der gesamten Frauenwelt benutzen will, besteht also zu Recht.

Zu Punkt 2 bemerken wir, daß sich der Ausdruck „Vorsitzender der Konferenz" darauf bezog, daß D. von Soden als Leiter die Versammlung am 15. November v. J. im Berliner Architektenhause eröffnete und die einleitende Ansprache hielt, die man besonders beim ersten Mal dem geistigen Haupt einer Bewegung zu überweisen pflegt. In diesem „Irrtum" befinden wir uns übrigens in Gemeinschaft mit Lic. Dr. Böhmer, der schon im Märzheft der Neuen Kirchlichen Zeitschrift diese Bezeichnung brachte.

Zu Punkt 3 konstatieren wir, daß die Schätzung der Teilnehmer des theologischen Ferienkursus einem diesem Unternehmen durchaus freundlich gesinnten Blatte, dem Protestant (Nr. 17 vom 28. April 1900, S. 380) entnommen wurde, wo es heißt, daß die Konferenz durchschnittlich**) von siebzig bis achtzig Teilnehmern besucht wurde. Damit ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß in der Stunde, in der D. von Soden die Hüte zählte, es über hundert waren.*)

In Punkt 4 und 5 werden sich die vorgeworfenen Irrtümer heben, wenn sich zeigt, daß D. v. Soden und ich etwas durchaus Verschiedenes unter der Bezeichnung „Ritschlianer" verstehen. Er faßt ihn theologisch-dogmatisch, ich kirchenpolitisch-parteitaktisch, nur trifft das erstere Verständnis nur für die Vergangenheit, dies zweite für die Gegenwart zu. Einst hieß die Parole Ritschls und seiner persönlichen Schüler: „Nur Wissenschaft und keine Kirchenpolitik," dann kam die Zeit, in der man unter diesem Banner gegen Orthodoxie und Protestantenverein kämpfte als „unwissenschaftliche" und „rein kirchenpolitische" Richtungen. Ungefähr seit Ende der achtziger Jahre kam wieder ein Umschlag; man glaubte sich stark genug, um in den Kampf um die Herrschaft in der Kirche eintreten zu können. Der erste Versuch 1892 im Apostolikumsstreit mißlang, darum wandte man seinen Willen zur Macht auf die sozialen Dinge. Der evangelisch-soziale Kongreß wurde durch sehr wenig erfreuliche Machinationen hinter den Koulissen gewonnen, auf ihm auch in sehr scharfer Weise der Oberkirchenrat angegriffen — es geschah dies durch D. von Soden. In der „Christlichen Welt" sammelte man Männer der verschiedensten Art, die man alle willkommen hieß, wenn sie nur einig waren in der Abweisung des alten Glaubens und des „hellenischen" Dogmas. Augenblicklich nun sucht man die Bewegung möglichst ins Breite zu führen, man wird populär-theologisch — ich erinnere z. B. an die Versuche, die man in Hannover mit solchen populären Vorträgen gemacht hat — außerdem aber sucht man die losen Verbindungen der „Freunde der christlichen Welt" enger zusammenzuschließen in Gründungen wie der Kirchlich-theologischen Konferenz. Auch der Anschluß nach links wird nicht mehr abgewiesen, wie der geplante Freie evangelische Kongreß zeigt. Daß man dabei aber auch so viel wie möglich ganz bestimmte theologische Schulgedanken zu bergen sucht, zeigt Lic. Dr. Böhmer gerade aus den „programmatischen Erklärungen" in einem ausgezeichneten Artikel „Theologie und Laien" in Heft 3 und 4 der Neuen Kirchlichen Zeitschrift von 1900, auf den wir D. von Soden zur Kenntnisnahme verweisen.

D. von Soden hat an seine Bemerkungen noch schwere sittliche Beschuldigungen gegen den Berichterstatter geknüpft. Als Christen liegt es uns fern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zumal wir hoffen dürfen, daß D. von Soden aus den vorstehenden Aeußerungen entnehmen wird, daß unsre Bemerkungen auf Grund guter Kenntnis der Thatsachen gemacht wurden und seine Berichtigungen ihnen gegenüber unbegründet sind.

Die schweren sittlichen Beschuldigungen, die von Soden in seinem Briefe erhoben hat, kennen unsre Leser aus seinem oben vollständig abgedruckten Briefe; die Leser der Evangelischen Kirchenzeitung erfahren ihren Inhalt nicht, sondern erleben nur, daß der Korrespondent als Christ nicht Gleiches mit Gleichem vergilt. Und darin hat er Recht, daß er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt. Denn während es von Soden um die reine Feststellung von Thatsachen zu thun ist, schiebt der Korrespondent die Thatsachenfrage keck zur Seite, entwickelt einen dichten Nebel von Klatsch und ruft dann vergnügt, daß die Berichtigungen von Sodens unbegründet sind. Unsre Leser haben nun das ganze Material vor sich und können über diese Art „christliche" Wahrhaftigkeit sich ein Urteil bilden.

Klatsch nannten wir die neuen „Thatsachen," deren Hervorbringung die Nichtexistenz der früher berichteten decken soll. Unter Klatsch versteht man eine schwer zu entwickelnde Vermengung richtiger und falscher Beobachtungen zu einem feindseligen Gerede. Ueber das Märchen, daß die Anhänger Ritschls plötzlich von einem bestimmten Zeitpunkt an Kirchenpolitik getrieben haben, bleibt es bei dem in Nr. 29 Sp. 691 Gesagten. Der Apostolikumsstreit war genau das Gegenteil von einer geplanten Aktion. Es lohnt nicht weiter auf das alles einzugehen, was ein Mann, der Kirchenzeitungen bedient, pflichtmäßig anders wissen müßte. Dieser ganze Kampf der Ritschlianer um die Herrschaft in der Kirche hat nie und nirgends existiert als in der Furcht ihrer Gegner.

Lassen wir den Nebel der Erklärung des Korrespondenten sich verziehen, so bleibt die Thatsache der völligen Unwilligkeit

*) Wir lassen die belanglosen Eingangsworte und die Unterschrift des Briefes bei Seite.

**) Diese drei Worte sind in der Vorlage gesperrt, die übrigen Sperrungen rühren von mir her.

*) Es waren insgesamt 120 Teilnehmer, darunter höchstens 10 Studierende und etwa ebensoviel Dozenten. Genauer ließen sich die Zahlen jetzt in den Ferien nicht feststellen. Es kommt auch rein Nichts darauf an. Man beachte übrigens, was aus dem Bericht des Protestanten in dem Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung Nr. 20 geworden ist. Die Abweichungen sind klein, aber fein. D H

oder Unfähigkeit der verantwortlichen Redaktion, begangnes Unrecht einzugestehen und erwiesene Unwahrheit zurückzunehmen. Es kann jeder Zeitung passieren, daß sie einmal schlecht bedient wird, und ich habe volles Verständnis dafür, daß der Redakteur seinen Mitarbeiter so lange als möglich deckt. Aber hier war Nichts zu decken. Hier war nur zu berichtigen und zu entschuldigen. Daß der Leiter der Evangelischen Kirchenzeitung das nicht fertig gebracht hat, war nicht anständig und also auch nicht christlich.

Man muß sehr tief heruntersteigen in die Niederungen der politischen Presse, um einer solchen Art, klare thatsächliche Berichtigungen totzumachen, zu begegnen.

Es wird Unsereinem gelegentlich als Hochmut ausgelegt, wenn man sich über solchen Fall zum Richter aufwirft. Aber wenn man zu ungezählten fortlaufenden Entstellungen und Gehässigkeiten einer sogenannten kirchlichen Presse Jahr für Jahr schweigt, hat man nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, einmal ein Exempel zu statuieren. Den größten Vorwurf mache ich, offen gestanden, den Lesern einer solchen Kirchenzeitung. Sie sollten die sittliche Reife haben, sich eine derartige Kost nicht gefallen zu lassen.

Vielleicht wird die Evangelische Kirchenzeitung sich und ihre Freunde über den Ernst unsers Vorhalts damit hinweghelfen wollen, daß sie wie neulich (in Nr. 30) aus Anlaß unsers Artikels zum Verhalten der kirchlichen Presse im Fall Konitz schreibt: „Es ist wohl eine kleine Täuschung, wenn der Verfasser meint, wir würden uns über das, was »christlich« ist, bei der »Christlichen Welt« Rats holen.“ Darauf möchten wir im voraus noch antworten. Die Kirchenzeitung meint damit, daß die kirchliche Korrektheit unsrer dogmatischen Stellung zweifelhaft sei. Darin kann sie Recht haben. Wir kennen kein unfehlbares Dogma. Und wenn wir reden vom Evangelium, so mag auf dem Einen rechten Grunde auch von uns manchmal Heu und Stoppel gebaut werden: 1. Kor. 3, 12. Nun: „der Tag wirds klar machen.“ Wir werden Rechenschaft geben müssen von manchem unnützen Wort und unrechten Gedanken. Aber wir hoffen auf einen gnädigen Richter. Und hier fordern wir weiter nichts als jene Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die auch Heiden hatten und die unser Herr Christus mit seinem „Ich aber sage euch“ doch wohl nicht aufgehoben hat!

Wie gern aber wollten wir uns in Sachen der Lehre von Gegnern weisen lassen, die wir achten müssen! Am guten Willen fehlt es nicht. Man lese, was ich im Vorwort meiner „Reinen Lehre“ geschrieben habe, Seite 4. Und gerade zu den lutherisch Konfessionellen in Preußen habe ich S. 34 derselben Schrift ein besondres Zutrauen bekundet. Auch lehren wahrhaftig besondre Vorkommnisse uns immer wieder, wieviel wir noch gemein haben: so im Eintreten für unsre vielbekritelte Heidenmission oder im Widerspruch gegen Haeckel. Aber welches Recht haben wir als Christen, Haeckel Unwahrhaftigkeit vorzuwerfen, wenn wir selber nicht lauter erfunden werden?

Und darum hinweg aus dem Kampf der Geister mit diesen schnöden Gehässigkeiten! Es muß ja eine Zeit kommen — schon ward Vieles besser —, wo eine Gesinnung wie die der angefochtenen Artikel sich in der christlich-kirchlichen Presse nicht mehr ans Licht wagt. R

Verschiedenes

„Und kein Dank dazu haben.“ Vgl. Christliche Welt Nr. 29. Unter den verschiedenen Deutungen dieser Worte kann meines Erachtens keineswegs die von Pietsch und W. Köhler empfohlene, sondern sicherlich nur die von Köhler zuerst angeführte angenommen werden, sobald man andre, von Jenen ganz übersehene Stellen bei Luther beachtet.

Die Worte bedeuten: „ohne daß mans ihnen dankt“ (weil sies ja nur gezwungen gethan haben).

Ganz ähnlich schrieb Luther am 17. November 1524 (Briefe, herausgegeben von de Wette 2, 565) den Wittenberger Stiftsherrn: sie sollen die unevangelischen Bräuche, Messen usw. abthun, — sonst „habt ihr wohl zu vermuten, daß ich nicht ruhen werde, ob mir Gott hülfe, daß ihrs thun müßtet ohne euren Dank.“ (Offenbar, =: ohne daß ihr Dank bekommt);

und Erlanger Ausgabe Band 31, Seite 12 (in derselben Schrift, in der fünf Seiten nachher Pietschs vermeintliche Beweisstelle steht): „Sie sollen mir heimliche Sachen ungericht lassen und des keinen Dank dazu haben.“

Wer wird an diesen Stellen auf die Erklärung von Dank = Gedanke oder = Absicht verfallen?

Man hat gegen unsre Deutung nur das mit einigem Schein einwenden können, daß man nicht sage „Dank zu Etwas“ sondern „Dank für Etwas“; aber für das „dafür“ steht an der zweitangeführten Stelle ganz richtig „des,“ und „dazu“ will nur sagen: sie sollen zu dem, was sie thun, nicht eine Dankzugabe bekommen.

Ich habe mir erlaubt, meine Einwendungen sogleich auch Herrn Professor Pietsch selbst, dem so verdienstvollen Arbeiter an der Lutherausgabe, vorzutragen, und habe Grund anzunehmen, daß er dieselben würdigt. Julius Köstlin

Die Rechtslage des deutschen Protestantismus 1800 und 1900. Von Erich Foerster, Pfarrer in Frankfurt a. M. Gießen, Ricker 1900. 44 S. 80 Pfge.

Jahrhundertrückblicke sind mir zumeist langweilig. Sie behalten etwas Gezwungenes. Und nur selten bohren sie durch das Allgemeinste in unbekannte Tiefen. Mit diesem Vortrag ist es uns Allen, die wir ihn am 14. Juni in Gießen hörten, anders ergangen. Obwohl er auf ein ebenso gediegenes und fesselndes Referat fast unmittelbar folgte, hörten wir ihn mit lebendigster Spannung. Und ich gestehe, daß er mich beim Lesen wieder im Innern erregt hat.

Foerster zeigt uns in der kirchlichen Rechtsentwicklung von 1800 bis 1900 ein Verhängnis, dem wir nicht entgehen konnten und das noch nicht vollendet ist. Er zeigt uns Verlust und Gewinn in so wirkungsvollem Gegenüber, daß man ernstlich nicht weiß, zu welchem Endurteil man kommen soll. Er fühlt selbst die Schwere seiner unentrinnbaren Entwicklungslehre und sagt uns tapfer, daß wir auf diesem Wege weiter müssen. Schließlich öffnet er uns, da wir schon kaum atmen können vor lauter werdendem notwendigem Kirchentum ein Ventil, durch das frische Luft hereinströmt.

Mit diesem Schluß bin ich ganz einverstanden. Starke und gesunde, mannigfaltige freikirchliche Bildungen neben unsern der Erhaltung und ferneren Durchbildung werten Landskirchen scheint mir seit lange die beste Zukunftsaussicht für das religiöse Leben in Deutschland. Genau in dem besonnenen Geiste Foersters und in derselben persönlichen Treue gegen die Landeskirche.

Inzwischen braucht auch nicht Jeder die — sei es drum — notwendige Ausgestaltung landeskirchlichen Kirchentums mit allen ihren Konsequenzen mitzumachen. Sind treibende Kräfte sehr menschlicher und zum Teil schlechthin unchristlicher Art bei der Vollendung jenes Kirchentums unablässig thätig, so wird es heilsam und nötig sein, sich am gegebenen Ort dieser Entwicklung auch entgegenzuwerfen, ihre Schwächen aufzudecken und Unheil zu verhüten. Vielleicht hilft man so eine neue Zeit vorbereiten, die auch diese gegenwärtige Periode doch einst ablösen und ihr Erbe wiederum sichten wird!

Auf Einzelnes hoffe ich zurückzukommen, wenn ich vor unsern Lesern noch einmal meine Stellung zur „reinen Lehre“ vertrete. — Die Anknüpfung für den Krügerschen Artikel in dieser Nummer findet sich in dem Vortrage S. 33. R

Die Religionsstunden in der Volksschule. Der „brennende Wunsch,“ den Arthur Bonus in Nr. 32 der Christlichen Welt äußert, nämlich: „daß man ein Einsehen haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte“ — wird zweifellos in vielen Herzen, sonderlich in Volksschullehrerherzen großen Anklang finden.

Man mache sich Folgendes klar. Die weitaus größte Hälfte der Schüler einer unteren Volksschulklasse besucht die Sonntagsschule mit größerer oder geringerer oder gar keiner Begeisterung, je nachdem. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl der biblischen Geschichten wird hier den Kindern vertraut. In der Regel werden die genau biblischen Worte gebraucht. Gerade hiervon weicht man aber in der Schule gerne ab, aus dem ganz begreiflichen Grunde, den Kindern die vielfach so unverständlichen Worte in ihre Kindersprache zu übersetzen. Die Kinder geraten nun in Verwirrung, und nicht selten bekommt der Lehrer die Worte zu hören: „Aber das haben wir in der Sonntagsschule ganz anders gehabt.“ —

Für die allerunterste Klasse einer Volksschule stehen achtzehn Geschichten (zwölf aus dem Alten, sechs aus dem Neuen Testament) auf dem Lehrplan. Wöchentlich sind drei Religionsstunden, also im ganzen Schuljahr (vierzig Wochen) hundertzwanzig Stunden; auf eine Geschichte fallen also etwa sieben Stunden. Da gehört denn doch schon ganz besonderes Talent dazu, sieben Stunden über dieselbe Geschichte zu reden, ohne die armen Kleinen entsetzlich zu langweilen. Noch dazu zwei Drittel der Geschichte aus dem Alten Testament. Die sechsjährigen Kinder, die erwartungsvoll zum ersten Male zur Schule kommen und kaum zusammenhängend sprechen können, müssen die Schöpfungstage in ihre armen kleinen Köpfchen aufnehmen.

Zu diesen Geschichten kommen noch einige Sprüche und Lieder. Von einem wirklichen Verständnis des Spruches: „Du bist nicht ein Gott, dem gottloses Wesen gefällt,“ — oder des Liedes „Ach bleib mit Deiner Gnade,“ — oder des Gebetes „Deine Gnad und Jesu Blut macht ja allen Schaden gut,“ — kann doch wohl keine Rede sein. Welchen Wert aber ein sinnloses Nachplappern haben soll, ist nicht ersichtlich!

In der zweit- und drittuntersten Klasse stehen mit wenig Erweiterungen dieselben Geschichten und Sprüche auf der Tagesordnung

Der Reiz der Neuheit, der für die Kinder, welche keine Sonntagsschule besuchen, noch bestand, fällt fort und so nimmt die Langeweile von Jahr zu Jahr zu.

Es ist dringend zu wünschen, daß hierin bald Abhilfe geschafft werde. M L

Zur chinesischen Kriegsführung. Wir haben in Nr. 32 die Möglichkeit zugegeben, daß die besondern Schwierigkeiten eines chinesischen Feldzuges im Einzelfalle Grausamkeiten rechtfertigen mögen, für die man die Verantwortung den an Ort und Stelle Verantwortlichen zu überlassen hat. Aber wenn man in der deutschen Presse fortfährt, ein in kritischen Fällen abgenötigtes Ausnahmsverhalten theoretisch-prinzipiell als selbstverständlich zu rechtfertigen, so müssen wir auch fortfahren, unsern Protest zu begründen. Es handelt sich garnicht nur um die Frage, wie etliche Tausend Chinesen unschädlich gemacht werden können. Es handelt sich auch um die Abwehr moralischer Exzesse, die bei der Proklamation einer brutalen Kriegsführung mit nicht zu ermessender Rückwirkung sich einstellen müssen. Schon berichtet der Telegraph nicht nur, daß die Russen (also allein diese?) die gefangenen Chinesen wiederholt niedermetzelten, sondern auch daß die verbündeten Truppen plünderten und chinesische Frauen und Mädchen schändeten. Natürlich! Eines gehört zum Andern.

Vielleicht wirkt auf unsre andersmeinenden Freunde ein Gleichnis aus einer ganz fremden Sphäre. Wer hätte nicht das Gefühl, daß gelegentlich einmal auch einem Erwachsenen eine Tracht Prügel ganz heilsam sein könnte! Wer möchte verantworten, daß das unter keinen Umständen je vorkommen dürfte! Führen wir darum die Prügelstrafe ein? Weshalb nicht? Der Bonner Strafrechtslehrer Seuffert antwortet darauf in seinem Buche „Anarchismus und Strafrecht“ wie folgt: „Durch die Wiedereinführung der Prügelstrafe würden wir das Niveau des Empfindens in weiten Kreisen des Publikums zur Härte, zur Rauhheit und schließlich zur Rohheit herabdrücken.“ Das ist eine Seite der Sache! So muß die Erhebung des Nicht-Pardon-Gebens zum Prinzip auf die Krieg führende Armee eine furchtbar demoralisierende Wirkung ausüben. Dazu sind uns die Söhne unsers Volkes zu gut. Man kann das nicht im Namen des Christentums recht heißen. Daß man darüber noch reden muß! R

Zu unsern Schul- und Missionsartikeln. Wie es zu geschehen pflegt, daß zu gewissen Zeiten gewisse Themen vor andern auf unsrer Tagesordnung stehen — sie treten dann schon von selbst wieder bescheiden zurück — so auch jetzt. Der chinesische Handel hat die Frage der Heidenmission brennend gemacht. Ich bemerke, um vergeblichen Einsendungen zuvorzukommen, daß über das Allgemeine nun unter uns genug gesagt worden ist, und daß nur noch reine Thatsachen, die zur Beurteilung der Sache wesentlich dienen, fernerhin hier zur Veröffentlichung kommen können.

Was die Schule betrifft, so habe ich immer gewußt, daß wir, sowie wir an diese tasten, alsbald in die erregtesten unabsehbaren Verhandlungen hineingeraten. Den Streit um das Gymnasium kann die Christliche Welt nicht ausfechten. Diese Frage hat zwar unser Interesse, aber wir können uns nur vorübergehend damit befassen. In nächster Nummer wird sie noch von zwei Seiten erörtert, dann soll Dr. Schwemer ein Schlußwort dazu haben. Anders steht es um die Religion in der Schule. Diese Verhandlungen sollen eine Zeit lang mit Nachdruck weiter geführt werden, und zwar ganz vornehmlich auch jetzt zur Vorbereitung unserer Eisenacher Tagung. Ich bin erschrocken, wie viel Zustimmung Bonus' Losung: Um der Religion willen die Religion aus der Schule! gefunden hat. Daß sie zur Zeit aussichtslos und undurchführbar ist, weiß er und wissen Alle; vielleicht birgt sie eine ganz gefährliche Utopie; jedenfalls wird es der Religion in der Schule nicht an Verteidigern fehlen; haben wir sie aber in der Schule, so wird freilich unendlich viel auf das Wie ankommen. R

Kleine Mitteilungen. Christliche Reklame. In ausgezeichneter Schrift meldet der Reichsbote Nr. 190: „Wie uns von zuverlässiger bestunterrichteter Seite mitgeteilt wird, begleitet Frau Gräfin Waldersee ihren Gemahl nicht bis nach China, sondern nur bis Genua — kehrt dann wieder nach Deutschland zurück und wird dann vom 27.—31. August an der Alliance-Konferenz in Blankenburg i. Harz teilnehmen. Für diese Konferenz sind bereits achthundert Anmeldungen erfolgt, darunter auch viele von hochgestellten Persönlichkeiten.“ (Die letzten Worte durch uns gesperrt.)

In derselben Nummer heißt es unter der Ueberschrift „Religionskrieg?“: „Wenn die Christliche Welt auch den Reichsboten als ein Blatt nennt, das dem Krieg einen religiösen Charakter aufprägen und damit eine Vermischung von Politik und Religion herbeiführen wolle, so weiß jeder Leser des Reichsboten, daß das nicht wahr ist, daß wir vielmehr seit Jahren ....“ Ich bin erst seit April nach längerer Pause wieder Leser des Reichsboten und habe schon eine Menge von Variationen des Kaiserwortes „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ in seinen Spalten gelesen, die auf den Kreuzzugston gestimmt waren. Ich erinnere an den Schlußabschnitt des Leitartikels in Nr. 155: Was will der Kaiser? „Da ist es ein großer Trost für alle bewußten Christen der Erde, den Kaiser in ihrer Mitte und von der Warte der Zeit das Panier der christlichen Kultur überzeugt und kraftvoll führen zu sehen.“ Daneben heißt es auf der nächsten Spalte: „Es gilt, die Zivilisation und das Christentum zu schützen.“ Ich fürchte, man ist mit solchen Gedanken mitten drin in dem Betrug und Selbstbetrug, den man aus Anlaß des Burenkrieges den Engländern mit schäumendem Zorn zum Ueberdruß oft vorgeworfen hat. Und gerade ein königstreues Blatt christlichen Bekenntnisses sollte mit Strenge darauf aussein, dieser Verwirrung der Geister zu wehren. Ich verkenne übrigens nicht, daß im Reichsboten auch das Bemühen, Geistliches und Weltliches geschieden zu halten, an andern Stellen ernstlich sich geltend macht.

Mehr zur Erheiterung mag uns das Abschiedswort dienen, das ein braver Chinakämpfer in der Wieslocher Zeitung veröffentlicht hat: „Lebewohl! Vor meiner Abreise nach China sage ich allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl und ein fröhliches Wiedersehen! Werde ich dort anlangen, werde ich handeln, wie geschrieben steht: „Die Rache ist mein, ich will vergelten!“ Karl Hesselbacher, Unteroffizier bei der schweren Artillerie des Feldheeres.“

Aber ein tolles Stück ist es und bezeichnend für die Achtung, die auch eine bessere Presse vor ihrem Publikum hat, wenn die Berliner Neuesten Nachrichten, der Berliner Lokalanzeiger, die Kölnische und die Kreuzzeitung in den schönen Briefen des Iltiskommandanten Lans folgende interessante Stelle einfach unterdrücken: „Und welcher Hohn! Alle feindlichen Geschütze und Geschosse kommen aus unsrer Heimat; es sind alles moderne Schnellladekanonen von Krupp.“ — Der Simplizissimus, ein abscheuliches Blatt, brachte neulich vorgreifend hierzu die höchst treffende Illustration: Chinesen bedienen ein Kruppsches Geschütz, darunter steht geschrieben: „Völker Europas, da habt ihr eure heiligsten Güter wieder.“

Von der Seepredigt, die nach der Niederschrift des Predigers Keßler in Potsdam unser Kaiser gehalten und alsbald die Kreuzzeitung veröffentlicht hat, schreibt ein katholischer Priester in dem bayrischen „Arbeiter“ (nach Frkf. Z. 221): die Predigt hätte im Wesentlichen auf jeder katholischen Kanzel gehalten werden können; sie enthalte alte katholische Wahrheiten, aus Alphonsus Liguori, aus dem heiligen Augustin, aus den Volksschriften des Jesuitenpaters Hattler in Innsbruck. Folgen Zitate. Dann heißt es wörtlich: „Mit der protestantischen Lehre dürfte die Seepredigt des Kaisers allerdings nicht recht in Einklang zu bringen sein, denn nach der protestantischen Rechtfertigungslehre wird der Mensch nicht innerlich gerecht, und er wird auch nicht zu einer eigenen gottgefälligen Leistung befähigt, und darum kann die Fürbitte nur als wirkungslose Aeußerung gegenseitigen Wohlwollens gelten.“ Das ist natürlich polemischer Unverstand. Aber die Katholiken wittern Morgenluft.

Es giebt Leute, die an unsrer Liebe zu Volk und Vaterland zweifeln, oder an unsrer Kaisertreue, wenn wir dem von den Kaiserreden ausgehenden Geistesstrome mit unsren Besorgnissen begegnen. Unser Herz schlägt so gut wie eines für unsre China-Armee: möge sie siegreich sein und Gutes schaffen. Aber darum hört für uns die andre Pflicht nicht auf: „Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.“

Aus Armenien kommt wieder die Kunde von neuen Gräueln. Da kehrt die Gelegenheit für die europäischen Mächte wieder, für Menschlichkeit und Gerechtigkeit ihren Einfluß aufzubieten. Es giebt darum keinen Weltkrieg! Etwas mehr energische Rede und etwas weniger Freundschaft würde schon gute Wirkung thun! R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag den 4. September 5 Uhr in der Rosenau: Das Verhältnis zwischen den beiden christlichen Kirchen Deutschlands während des neunzehnten Jahrhunderts.

Magdeburg. Mittwoch 12. September, nachm. 3 Uhr bei Wuthe: Populärwissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen: Die Bedingungen des Wachstums der sittlichen Persönlichkeit

Schopfheim. Montag den 29. Oktober 3 Uhr in der Ganterschen Bierhalle: Recht, Notwendigkeit und zweckmäßige Gestaltung der Kindergottesdienste

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 33: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Vierteljahrsübersicht aus Elsaß-Lothringen — Evangelische im Auslande: 51. Jahressynode der Belgischen Missionskirche 2; Missionsfest in Basel 1 — Vermischte Nachrichten: Seeberg über die Aufgaben der Theologie; Berufung Zorns nach Bonn — Personalien

Versammlungskalender

August 27.—29. Schweizerische Predigergesellschaft in Glarus
„ 27.—31. Alliance-Versammlung in Blankenburg i. H.
September 11.—13. Gustav-Adolf-Gesamtverein in Königsberg
„ 23. 24. Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Dresden
„ 25. 26. Allg. Ev.-Prot. Missionsverein in Hamburg
Oktober 1. 2. Freunde der Christlichen Welt in Eisenach
„ 1.—3. Nationalsozialer Vertretertag in Leipzig
„ 1.—4 Evangelischer Bund in Halberstadt
„ 23.—25. Theologischer Ferienkursus in Bonn
„ 30. 31. Konferenz deutscher evangelischer Pastoren in Großbritannien in Bradford

Gustav-Adolf-Verein

Dreiundfünfzigste Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 11., 12. und 13. September in Königsberg

Montag, den 10. September. Nachmittags 4: Beratungen des Zentralvorstandes im Schloßhotel. — Abends 8: Freie Vereinigung zur Begrüßung in den Gärten der Dreikronen- und Totenkopfloge, sowie im Börsengarten am Schloßteich.

Dienstag, den 11. September. 9 Uhr: Beratungen des Zentralvorstandes. — 10 Uhr: Jahresversammlung des ostpreußischen Hauptvereins. Die Vertreter andrer Hauptvereine sowie die Mitglieder des ostpreußischen sind zur Teilnahme eingeladen. Aula des Wilhelms-Gymnasiums. — 3 Uhr: Oeffentliche Begrüßung der Abgeordneten und Festgäste im Saale des Junkerhofes (Rathaus). — 4½: Nichtöffentliche Versammlung ebenda. — 6: Festgottesdienst in der Schloßkirche, Predigt: Konsistorialrat Professor D. Haupt aus Halle; in der Altroßgärter Kirche, Predigt: Konsistorialrat Professor D. Kawerau aus Breslau. — 8 Uhr: Oeffentliche Versammlungen im Saale des Stadtmissionshauses sowie gleichzeitig in der Palästra Albertina.

Mittwoch, den 12. September. 7½ Uhr: Choralblasen vom Thurme der Schloßkirche. — 8—8½: Glockengeläute aller evangelischen Kirchen der Stadt. — 8½: Versammlung des Zentralvorstandes, der Abgeordneten, Ehrengäste und Festgenossen im Rathause; von dort Festzug in den Dom. — 9 Uhr: Festgottesdienst im Dom. Predigt: D. von Zimmermann aus Wien. — 9½: Kindergottesdienste in der Neuroßgärter Kirche (Superintendent Schawaller aus Braunsberg) und in der Haberberger Kirche (Pfarrer Zauleck aus Bremen). — 11½: Erste öffentliche Hauptversammlung in der reformierten (Burg-) Kirche: Eröffnungsansprache des Vorsitzenden; Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes durch dessen Schriftführer Pfarrer D. Hartung aus Leipzig; Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen. — 5 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Delegierten in der Palästra Albertina. Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine und die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. — 8 Uhr: Volkstümliche Versammlungen in der Palästra Albertina und im Stadtmissionshause.

Donnerstag, den 13. September. 9 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der reformierten (Burg-) Kirche: Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes; Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1898/99 und Beschlußfassung; Vortrag des Pfarrers Pechmann aus Novo-Hamburgo: Die deutsche evangelische Diaspora in Brasilien; das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden:

Lianno in Westpreußen
Mundenheim in Rheinbayern
Turn A. B. in Böhmen

vorgeschlagen worden sind, Bericht: Generalsuperintendent D. Hesekiel aus Posen — 2½ Uhr: Enthüllung der Gedenktafel für Dr. Voigdt am Pfarrhause der Sackheimer Gemeinde. — 4 Uhr: Festmahl im Tiergarten. — 8 Uhr: Festaufführung der dramatischen Dichtung: „Die Vertreibung der evangelischen Salzburger und ihre Ansiedlung in Ostpreußen," mit 6 lebenden Bildern. Theater in Luisenhöh.

Freitag, den 14. September. Gemeinsamer Ausflug an die Ostsee.

Diejenigen Festteilnehmer, die durch Vermittlung des Festausschusses Wohnung gegen Entgelt in einem Gasthause oder in Chambres garnies oder freie Wohnung zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis zum 20. August unter der Adresse des Vorsitzenden des Festausschusses Professor D. Benrath, anmelden.

Leipzig und Königsberg — **Der Zentralvorstand** / **Der Festausschuß**

Hauslehrer gesucht
Für 2 Kinder, Knabe und Mädchen von 9 und 10 Jahren, gesund und begabt, wird ein Kandidat, Theologe oder Philologe, zum 1. Oct. gesucht von Beamtenfamilie auf dem Lande in Thüringen. Unterricht für beide Kinder in der Hauptsache gleich, Vorbereitung für Quarta des Gymnasiums. Gehalt Mk. 600 bei freier Wohnung, Kost und Wäsche.
Offerte mit Angabe von Referenzen an den Verlag

Gesucht
sofort oder später ein im Unterrichten erfahrener **Hauslehrer** (ev. cand. theol. oder phil.) für meinen neunjährigen Sohn. Angebote erbeten mit Empfehlungen und Angabe der Gehaltansprüche.
Oldenbourg,
königl. Gutsverwalter
Cadinen, Kreis Elbing, Wpr.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die
Internationalen Litteraturberichte
die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.
Preis pro Quartal bei 14täg. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.
Probenummern gratis und franko durch
C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.
Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Baumgartner, Alexander, S. J., **Geschichte der Weltliteratur.**
Band III: **Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.** Erste und zweite Auflage. gr. 8°. (XII u. 596 S.) Mk. 8,40; geb. in Halbsaffian Mk. 10,80
Im Herbst 1900 wird erscheinen:
Band IV: **Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.** (circa 600 S.)
Früher sind erschienen:
Band I: **Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.** Zweite unveränderte Auflage. gr. 8°. (XX u. 620 S.) M. 9.60; geb. M. 12.
Band II: **Die Literaturen Indiens und Ostasiens.** Erste und zweite Auflage. gr. 8°. (XVI u. 630 S.) M. 9.60; geb. M. 12.

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8° fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Marine-Zahlmeister und -Intendanturbeamte
Preis 50 Pfg.
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Deutsche Kolonialschule Wilhelmshof
Witzenhausen a. d. Werra
Beginn des Winterhalbjahrs 10. October
Beste Vorbereitung praktisch und theoretisch für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte, Wein- und Obstbauer suchen. Lehr- und Pensionspreis M. 1000.— jährlich.

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg